

CHRONIK '87

**AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTGART**

CHRONIK'87

 **AKADEMIE DER DIÖZESE
ROTTENBURG-STUTTART**

Die »Chronik '87« wird herausgegeben von der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Im Schellenkönig 61, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 21 95-0.
Verantwortlich für den Inhalt: Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor.

Tagungshaus in Stuttgart-Hohenheim: Paracelsusstraße 91, 7000 Stuttgart 70
(Hohenheim), Telefon (07 11) 45 31 93.

Tagungshaus in Weingarten: Kirchplatz 7, 7987 Weingarten, Telefon (07 51) 4 27 80.

Bankverbindung:

Landesgirokasse Stuttgart 2 045 692 (BLZ 600 501 01)
Schwäbische Bank Stuttgart 1 300 (BLZ 600 201 00)
Postscheckamt Stuttgart 13 447-707 (BLZ 600 100 70)

Für eine finanzielle Unterstützung unserer Arbeit bedanken wir uns.
Spendenbescheinigungen zur Vorlage beim Finanzamt senden wir Ihnen auf Wunsch gerne zu.

Die Akademie – ein Ort des Dialogs und der Gastfreundschaft

Je mehr unsere Welt in Bewegung kommt, je differenzierter das verfügbare Wissen und je vielgestaltiger die menschlichen Lebensformen werden, um so wichtiger wird die Verlebendigung der alten Kulturleistung der Gastfreundschaft. Paulus, der Weitgereiste, sieht in ihr den Ausdruck jenes alternativen Lebensstils, den die Christen in der Kraft des Geistes entwickeln (vgl. Röm 12,13).

Die hier gemeinte Gastfreundschaft, die in den Tagungshäusern der Akademie und bei ihren Veranstaltungen gepflegt werden soll, hat wenig zu tun mit aufwendigem Service, viel mehr dagegen mit Offenheit, Toleranz und Partnerschaft, mit Teilen, mit Geben und Nehmen. Gastfreundschaft sieht im Gast den Menschen, der das Kostbarste mitbringt: sich selbst, seine Lebenserfahrung, sein Wissen, seine Gesprächsbereitschaft, seine Teil-Nahme.

Gastfreundschaft als »Kultur im Umgang mit dem Fremden« (R. Zerfaß) schafft das Klima, in dem sich die Begegnung von Menschen unterschiedlichster Provenienz ereignen kann. Sie läßt verschiedenste politische Überzeugungen aufeinandertreffen; kirchlich Gebundene und Kirchenfremde können in der Atmosphäre der Gastfreundschaft zueinander Kontakt aufnehmen; Glaubende und Nicht-Glaubende vermögen ins Gespräch einzutreten. Unter dem Dach der Gastfreundschaft entstehen Freude und Gewinn am Andersdenkenden.

Allein der durch kultivierte Gastlichkeit eröffnete Freiraum erlaubt die Verwirklichung des sachorientierten und argumentativ geführten Dialogs, ohne daß die Gespräche steril werden und der Gesprächspartner aus den Augen verloren wird. Im Zeichen der Gastfreundschaft vermögen sich unterschiedlichste Menschen in der Gemeinsamkeit der Kommunikation und im Geist der Fairneß zu begegnen, um miteinander das Abenteuer der »Expedition nach Wahrheit« (F. Kafka) zu wagen.

Aber Gastfreundschaft verwirklicht sich nicht nur im partnerschaftlichen Suchen nach Lösung und Erlösung. Sie realisiert sich besonders in der Gemeinsamkeit des Essens und Trinkens und der lebendigen Gespräche bei Tisch, aus denen schon Immanuel Kant die Erfahrung zog, daß sich hier der wechselseitige Gedankenaustausch am besten pflegen lasse. »Der genießende Mensch, der im Denken während der einsamen Mahlzeit an sich selbst zehrt, verliert allmählich seine Munterkeit, die er dagegen gewinnt, wenn ein Tischgenosse ihm durch seine abwechselnden Einfälle neuen Stoff zur Belebung darbietet; welchen er selbst nicht hat ausspüren dürfen« (Schriften zur Anthropologie).

Gastfreundschaft und offener Dialog der Überzeugungen bilden die Brennpunkte der Ellipse einer heute mehr denn je notwendigen Kultur des Gesprächs, zu der die Akademie beitragen möchte. »Wo nämlich das Gespräch, das den anderen in seiner Individualität vor Augen hat, nicht mehr geübt wird, greift die Ideologie um sich. Wo der Gedanke abdankt, füllt die Parole den leeren Raum.« (N. Hinske)

29 Offene Tagungen mit 2.342 Teilnehmern

Weingarten, 6. – 7. Februar

159 Teilnehmer

Die Pharisäer und ihr Talmud

Tagung mit der Gesellschaft für
christlich-jüdische Begegnung Oberschwaben e.V.

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Professor Dr. Peter Schmidt, Waldburg

siehe Seite 35

Stuttgart-Hohenheim, 13. – 15. Februar

69 Teilnehmer

Was lehrt die Kunst die Kirche?

Tagungsleitung:

August Heuser

Referenten:

Franz Joseph van der Grinten, Gaesdonk

Manfred Plate, Freiburg

Professor Dr. Horst Schwebel, Marburg

Professor Dr. Rainer Volp, Mainz

Weingarten, 10. März

13 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 12. März

42 Teilnehmer

Wiedergelesen: Heimito von Doderer

»Die Strudlhofstiege«

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

siehe Seite 71

Stuttgart-Hohenheim, 14. – 15. März

110 Teilnehmer

Poet und Prophet

Heinrich Heines Dichtung und Religionskritik

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 66

Weingarten, 21. – 22. März

94 Teilnehmer

Die Auflösung schwäbischer Kloster- bibliotheken

Tagungsleitung:

August Heuser

siehe Seite 64

Stuttgart-Hohenheim, 27. März

115 Teilnehmer

Tötung auf Verlangen?

Die aktuelle Euthanasiediskussion

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Professor Dr. Albin Eser, Freiburg

Professor Dr. Johannes Reiter, Mainz

Professor Dr. Hans Schaefer, Heidelberg

Stuttgart-Hohenheim, 28. – 29. März

42 Teilnehmer

Die Soldaten

Eine Oper von Bernd Alois Zimmermann

Tagungsleitung:

August Heuser

siehe Seite 72

Stuttgart-Hohenheim, 11. – 12. April

127 Teilnehmer

Jesus Christus – gestorben für uns

Der Tod Jesu als stellvertretender Sühnetod

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 26

Weingarten, 15. – 19. April

24 Teilnehmer

Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? (Ps 22)

Gedanken zum Menschenbild des Alten

Testaments

Karwoche

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

siehe Seite 25

Stuttgart-Hohenheim, 9. – 10. Mai

102 Teilnehmer

Christliches Zeugnis im Widerstand

Zur Seligsprechung Pater Rupert Mayers

Studententag

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Monika Rappenecker

siehe Seite 29

Stuttgart-Hohenheim, 16. Mai

85 Teilnehmer

Das menschliche Erbgut – ein Tabu

Ethische Probleme der Genmanipulation und
Gentherapie

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Professor Dr. Dr. Helmut Baitsch, Ulm

Professor Dr. Gerfried W. Hunold, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 23. – 24. Mai

72 Teilnehmer

»Nur in der Freiheit gefällt mir das Leben«

Feministische Ansätze in der Romantik?

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

siehe Seite 69

Stuttgart-Hohenheim, 5. – 6. September

95 Teilnehmer

Der eine Gott in drei Personen

Mythos oder Grund der Wirklichkeit?

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

siehe Seite 51

Stuttgart-Hohenheim, 12. September

132 Teilnehmer

**Der kranke Mensch: Unterschiedliche
Verantwortlichkeiten – eine Verantwortung**

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

siehe Seite 90

Weingarten, 12. – 13. September

131 Teilnehmer

New Age

Unterscheidung zu Mythos, Mystik, Religion

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 40

Weingarten, 23. September

27 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 24. September

54 Teilnehmer

**Wiedergelesen: Thomas Mann »Doktor
Faustus«**

Tagungsleitung und Referentin:

Elisabet Plünnecke

Stuttgart-Hohenheim, 3. – 4. Oktober

55 Teilnehmer

John Henry Newman

Die Bedeutung des Laien in der Kirche

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 45

Weingarten, 4. – 9. Oktober

53 Teilnehmer

**Kirche nach Nationalsozialismus, Krieg und
Vertreibung**

Das Beispiel Württemberg

Studententagung in Zusammenarbeit

mit dem Geschichtsverein

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Msgr. Paul Kopf, Ludwigsburg

siehe Seite 74

Stuttgart-Hohenheim, 6. – 7. November

102 Teilnehmer

Das Christusbild im Menschenbild

Zum Beispiel: Roland Peter Litzemberger

Tagungsleitung:

August Heuser

siehe Seite 53

Stuttgart-Hohenheim, 13. – 15. November

78 Teilnehmer

Mystik und Politik

Entwürfe christlicher Existenz

Tagung in Zusammenarbeit mit dem BDKJ

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

siehe Seite 38

Weingarten, 14. – 15. November

114 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 28. – 29. November

127 Teilnehmer

Sokrates

Gewissen und Gewissensbildung

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

siehe Seite 42

Stuttgart-Hohenheim, 25. – 27. November

61 Teilnehmer

Kultur in der Provinz: Provinzkultur?

Hohenheimer Medientage

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Dr. Hella Tompert M. A.

siehe Seite 98

Stuttgart-Hohenheim, 5. Dezember

41 Teilnehmer

Arbeit für alle

Positionen gegen die Ratlosigkeit

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Willi Haller, Aldingen

Dr. Bernd Hof, Köln

Rolf Jansen, Berlin

Michael Lezius, Kassel

Stuttgart-Hohenheim, 11. – 13. Dezember

59 Teilnehmer

Wahrnehmungen: Türken – Deutsche

Kunst – Kultur – Politik

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

August Heuser

siehe Seite 86

Stuttgart-Hohenheim, 28. – 29. Dezember

147 Teilnehmer

Visionen von Gericht und Endzeit

Apokalyptisches Denken bei Propheten und Evangelisten

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

siehe Seite 21

59 Fachtagungen und Tagungen für Zielgruppen

mit 2.324 Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 7. – 9. Januar

101 Teilnehmer

Die Welt der Psalmen

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Dr. Gabriele Miller, Rottenburg

Referenten:

Dr. Günter Jerger, Rottenburg

Professor Dr. Herbert Gutschera, Ludwigsburg

Sr. Paula-Angelika Seethaler, Kellenried

Stuttgart-Hohenheim, 23. – 24. Januar

40 Teilnehmer

Kommunikation und Kooperation (3)

Tagung für mittelständische Unternehmen

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Dr. Peter Boos, Bremen

Dipl.-Päd. Heinz Werner Lüders, Frankfurt

Dipl.-Psych. Eva Röttger, Berlin

Stuttgart-Hohenheim, 30. Januar – 1. Februar

30 Teilnehmer

Mehr Beschäftigung durch Arbeitsplatzteilung

Tagung für Multiplikatoren in der Bildungsarbeit

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Dr. Manfred Dick, Rottweil

Willi Haller, Aldingen

Stuttgart-Hohenheim, 5. – 7. Februar

45 Teilnehmer

Beruf – Betrieb – Familie: Rollenkonflikte

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten und Gesprächspartner:

Ulrich Jäger, Stuttgart

Dipl.-Päd. Heinz-Werner Lüders, Frankfurt

Dipl.-Psych. Eva Röttger, Berlin

Stuttgart-Hohenheim, 11. Februar

39 Teilnehmer

Soziale Arbeit – eine verunsicherte Profession

Auf der Suche nach einem neuen Selbstverständnis

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referent und Gesprächspartner:

Helma Drittler, Stuttgart

Dr. Norbert Herriger, Villingen-Schwenningen

Dr. Inge Schöck, Bonn/Stuttgart

Weingarten, 16. – 20. Februar

19 Teilnehmer

Weingarten, 7. – 11. September

21 Teilnehmer

Führung, Organisation und Veränderung

Seminar für leitende Mitarbeiter aus dem kirchlichen und sozialen Bereich

Tagung in Zusammenarbeit mit dem

Gottlieb-Duttweiler-Institut Zürich

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dipl.-Wirt. Ing. Michael Braune-Krickau,

Rüschlikon/Zürich

Barbara Langmaack, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 20. – 21. Februar

22 Teilnehmer

Migration und Menschenwürde

Interdisziplinäres Kolloquium

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referenten:

Professor Dr. Hermann Bausinger, Tübingen
Rechtsanwalt Herbert Becher, Bonn
Barbara John, Berlin
Klaus Kaiser, Stuttgart
Dipl.-Theol. Walter Lesch, Tübingen
Herbert Leuninger, Limburg
Dr. Konrad Pölzl, Freiburg
Professor Dr. Manfred Zuleeg, Frankfurt

Gesprächspartner:

Domkapitular Msgr. Jürgen Adam, Rottenburg
Professor Dr. Alfons Auer, Tübingen
Professor Dr. Norbert Boteram, Reutlingen
Professor Dr. Volker Eid, Bamberg
Professor Dr. Gerfried W. Hunold, Tübingen
Professor Dr. Wilhelm Korff, München
Professor Dr. Dietmar Mieth, Tübingen
Professor Dr. Waldemar Molinski, Wuppertal
Professor Helmut Schwalb, Freiburg
Dipl.-Theol. Jürgen Spielhofen, Bonn

Stuttgart-Hohenheim, 20. – 22. Februar

39 Teilnehmer

Neugeborene mit Behinderungen und Mißbildungen

Fachtagung für Mitarbeiter der Kinderklinik
Olga-Hospital Stuttgart

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth
siehe Seite 92

Stuttgart-Hohenheim, 23. Februar

86 Teilnehmer

**Die Lehrverurteilungen des 16. Jahrhunderts
Noch kirchentrennend?**

Studientag

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker
siehe Seite 47

Stuttgart-Hohenheim, 23. – 25. Februar

22 Teilnehmer

Technologie und Bildung

Hohenheimer Symposium zur
Christlichen Pädagogik 1987
Wissenschaftliche Studientagung

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr
siehe Seite 76

Weingarten, 24. Februar

29 Teilnehmer

»Uta« – oder: Vom Alltag einer Sozialstation

Soziale Dienste und öffentliches Bewußtsein

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
siehe Seite 102

Stuttgart-Hohenheim, 4. März

102 Teilnehmer

Aschermittwoch der Künstler

Tagungsleitung:

August Heuser

Referenten:

Professor Dr. Magda Motté, Aachen
Claudia Rüggeberg, Hamburg

Stuttgart-Hohenheim, 5. März

10 Teilnehmer

Dialogprogramm Wirtschaftsethik

Expertengespräch

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger

Löwenstein, 9. – 11. März

33 Teilnehmer

Wohnen in Stuttgart

Tagung in Zusammenarbeit mit der
Evangelischen Akademie Bad Boll

Tagungsleitung:

Wolfgang Rose
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Weingarten, 14. – 15. März

27 Teilnehmer

Strukturen des Bösen

Tagung mit dem Verband der Religionslehrer
in der Diözese Rottenburg-Stuttgart e.V.

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst
Bernhard Bosold

Referent:

Professor Dr. Hermann Häring, Nijmegen

Bad Boll, 25. – 27. März

35 Teilnehmer

Länderkundliches Seminar: Türkei

Tagung für Mitarbeiter der Ausländerbehörde der
Stadt Stuttgart

Tagungsleitung:

Klaus Barwig
Willi E. M. Stevens
Wolfgang Rose

Stuttgart-Hohenheim, 6. – 10. April

25 Teilnehmer

Sozialarbeit mit Deutschen und Ausländern

Tagungsleitung:

Klaus Barwig
Professor Helmut Schwalb

Referenten:

Erol Dilmen, Stuttgart
Dieter Kiessling, Stuttgart
Tilo Maier, Stuttgart
Paolo Rosamiglia, Stuttgart
Monika Weibler, Stuttgart

Weingarten, 8. – 12. April

81 Teilnehmer

**Heiligenverehrung in Geschichte und
Gegenwart**

Wissenschaftliche Studententagung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Professor Dr. Peter Dinzelbacher
siehe Seite 30

Bad Boll, 9. – 10. April

21 Teilnehmer

**Begegnungstreffen mit den Mitarbeitern der
Evangelischen Akademie Bad Boll**

Stuttgart-Hohenheim, 29. – 30. April

39 Teilnehmer

Medien im Schüleralltag

Tagung für Lehrer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Franz Josef Teufel
siehe Seite 103

Stuttgart-Hohenheim, 5. Mai

24 Teilnehmer

Samstagsarbeit – Sonntagsarbeit

In der Diskussion um neue Arbeitszeit-Systeme
Arbeitskreis Wirtschaft und Ethik

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger

Referenten und Gesprächspartner:

Willi Haller, Aldingen
Dr. Gerhard Kühlewind, Nürnberg
Jürgen Merbold, Stuttgart
Jürgen Stamm, Stuttgart

Weingarten, 5. – 8. Mai

26 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim, 26. – 27. Oktober

30 Teilnehmer

Weingarten, 11. – 13. November

23 Teilnehmer

Im Grenzbereich von Leben und Tod

Vom Umgang mit Schwerkranken und Sterbenden
Tagung für Krankenpflegeschüler

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth
Referentinnen:
Sr. Edith-Maria Magar, Neuwied
Elisabet Wunderli, Zürich

Stuttgart-Hohenheim, 7. Mai

20 Teilnehmer

AIDS und die Kirche

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Paul Dingwerth

Referenten:

Dr. Christel Becker-Kolle, Stuttgart

Petrus Ceelen, Tamm

Dr. Dorothee Fischer, Stuttgart

Domdekan Georg Kopp, Rottenburg

Domkapitular Msgr. Heinz Tiefenbacher,

Rottenburg

Weingarten, 9. Mai

47 Teilnehmer

Flüchtlinge am Ort

Möglichkeiten ehrenamtlichen Engagements

Tagung für Mitglieder von Freundeskreisen und

hauptamtlichen Kräften in der Flüchtlingsarbeit

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Gesprächspartner:

Ernst Okolisan, Stuttgart

Thomas Reuther, Stuttgart

Dr. Klaus Richter, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 14. – 15. Mai

38 Teilnehmer

Sexualverhalten der jungen Generation

Anfragen an Ethik und Pastoral

Interdisziplinäres Kolloquium

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Bernhard Jans

Jürgen Reinbold

Referenten:

Professor Dr. Alfons Auer, Tübingen

Professor Dr. Hans Bertram, München

Professor Dr. Norbert Kluge, Landau

Professor Dr. Rolf Oerter, München

Professor Dr. Heinrich Pompey, Würzburg

Professor Dr. Barbara Willenbacher, Hannover

Weingarten, 20. Mai

31 Teilnehmer

Krise der Erwerbsgesellschaft

Ein neues Memorandum des Bensberger Kreises

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referent:

Dr. Wolfgang Kessler, Konstanz

Stuttgart-Hohenheim, 30. – 31. Mai

88 Teilnehmer

Therapie – Arbeit – Beschäftigung:

Anspruch und Wirklichkeit

Tagung mit dem Landesverband zur Förderung

und Betreuung körperbehinderter Kinder,

Jugendlicher und Erwachsener in Baden-

Württemberg e. V.

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referent:

Professor Dr. Franz Knapp, Ludwigshafen

Stuttgart-Hohenheim, 10. Juni

18 Teilnehmer

Islamischer Religionsunterricht an baden-württembergischen Schulen?

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referenten:

Dr. Alfred Albrecht, Kultusministerium Nordrhein-Westfalen

Pfarrer Michael Mildenerger, Hannover

Dr. Eckart Woischnik, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 10. – 11. Juni

26 Teilnehmer

Die seelsorgerliche Begleitung von AIDS-kranken Patienten

Tagung für Krankenhausseelsorger

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Referenten:

Professor Dr. Peter Jipp, Stuttgart

Klinikseelsorger Gregor Schorberger, Frankfurt

Stuttgart-Hohenheim, 12. Juni

15 Teilnehmer

Rechtsradikalismus und Ausländerfeindlichkeit bei jungen Straftätern

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Referent und Gesprächspartner:

Dr. Wilhelm Haitmeier, Bielefeld

Untermarchtal, 13. – 14. September

34 Teilnehmer

Gemeinde als Träger der Glaubensweitergabe und der Dienst des Pfarrers

Theologisches Seminar der Region II

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Professor Dr. Walter Fürst, Bonn

Weingarten, 23. – 24. Juni

18 Teilnehmer

Wirtschaftliche Gerechtigkeit für alle:

Die Katholische Soziallehre und die amerikanische Wirtschaft

Hirtenbrief der Katholischen Bischofskonferenz der Vereinigten Staaten von Amerika

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dr. Georges Enderle, St. Gallen

Dr. Wolfgang Kessler, Konstanz

Professor Dr. Werner Kraemer, Dortmund

Professor Dr. Bruno Schmid, Weingarten

Stuttgart-Hohenheim, 25. – 26. September

40 Teilnehmer

Werden professionelle soziale Dienste nicht mehr gebraucht?

Verknüpfung von Laienhilfe und professioneller Hilfe

Tagung mit dem Berufsverband der Sozialarbeiter, Sozialpädagogen, Heilpädagogen

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Günther Grosser

Referenten:

Dr. Konrad Deufel, Freiburg

Helma Drittler, Stuttgart

Ministerialdirigent Dr. Grupp, Stuttgart

Margot Poppenhusen, Freiburg

Kornelia Schehle, Stuttgart

Maarten Snel, Niederlande

Karl-Heinz Zuckschwert, Karlsruhe

Stuttgart-Hohenheim, 24. – 26. Juni

24 Teilnehmer

Arbeitskreis Interdisziplinäre Hexenforschung

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Bad Boll, 25. – 26. September

101 Teilnehmer

Ausländische Flüchtlinge in unserer Nachbarschaft

Tagung für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in örtlichen Asyl-Initiativen und Freundeskreisen

Tagungsleitung:

Hans-Günter Müller

Klaus Barwig

Paul Binder

Stuttgart-Hohenheim, 7. – 8. September

29 Teilnehmer

Kultur des Sonntags

Theologisches Seminar der Region III

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Willi Haller, Aldingen

Dr. Kurt Helbling, Luzern

Dr. Robert Trottmann, Aachen

Stuttgart-Hohenheim, 28. September

34 Teilnehmer

Perspektiven für den ländlichen Raum

Die Vorstellungen der Kirche und die Antworten der Politik

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 96

Weingarten, 1. – 2. Oktober

25 Teilnehmer

Öffentliche Verwaltung

Brücke zum oder Barriere für den Bürger?

Tagung in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Karl Maissenhälter

Dr. Hermann-Josef Schmitz

siehe Seite 79

Schöntal, 11. – 12. Oktober

24 Teilnehmer

Gemeinde als Träger der Glaubensweitergabe und der Dienst des Pfarrers

Theologisches Seminar der Region V

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referent:

Dipl.-Theol. Leopold Haerst, München

Ellwangen-Schönenberg, 11. – 12. Oktober

35 Teilnehmer

Ehe und Familie im Konfliktfeld von Kirche und Gesellschaft

Theologisches Seminar der Region VI

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Referenten:

Professor Dr. Karl Schwarz, Wiesbaden

Dipl.-Päd. Berthold Zähringer, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 13. – 15. Oktober

29 Teilnehmer

Flucht und Asylsuche am Beispiel des indischen Subkontinents

Tagung für Caritas-Mitarbeiter im süddeutschen Raum

Tagungsleitung:

Klaus Barwig, Stuttgart

Markus Günter, Freiburg

Thomas Reuther, Stuttgart

Helmut Stapf, Augsburg

Referent:

Vu tu Hoa, Aachen

Weingarten, 19. – 20. Oktober

72 Teilnehmer

Konfliktfeld Familie und christliche Ethik

Theologisches Seminar der Region X

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Referenten und Gesprächspartner:

Msgr. Otto Baur, Heudorf

Dr. Gerhard Höver, Bonn

Msgr. Vinzenz Platz, Stuttgart

Neresheim, 23. – 24. Oktober

70 Teilnehmer

Signale aus dem Jenseits?

Tagung für Mitarbeiter des Bischöflichen Ordinariats Rottenburg-Stuttgart

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referenten:

Gerhard Adler, Baden-Baden

Professor Augustin Schmied CSsR, München

Stuttgart-Hohenheim, 23. – 26. Oktober

58 Teilnehmer

Theologie – wozu?

Tagung für Abiturienten

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Alfons Knoll

Rolf Seeger

Referenten:

Dr. Gebhard Fürst, Stuttgart

Hildegard König, Tübingen

Dr. Marius Reiser, Tübingen

Dr. Peter Walter, Tübingen

Stuttgart-Hohenheim, 30. November – 4. Dezember

23 Teilnehmer

Sozialarbeit mit Deutschen und Ausländern

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Professor Helmut Schwalb

Referenten:

Erol Dilmen, Stuttgart

Klaus Kaiser, Stuttgart

Utz Lindemann, Stuttgart

Tilo Maier, Stuttgart

Dr. Konrad Pözl, Freiburg

Paolo Rosamiglia, Stuttgart

Stuttgart-Hohenheim, 23. – 24. November

46 Teilnehmer

Edith Stein:

Jüdin – Philosophin – Ordensfrau

Theologisches Seminar der Region I

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

siehe Seite 33

Stuttgart-Hohenheim, 1. Dezember

17 Teilnehmer

Biotechnik – Gentechnik

Chancen und Risiken einer neuen Wachstums-
industrie

Arbeitskreis Wirtschaft und Ethik

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

Referenten:

Dr. Dieter Brocks, Frankfurt

Dipl.-Biol. Sabine Groner, Tübingen

Professor Dr. Dietmar Mieth, Tübingen

Dr. Wolfgang Wenzel, Stuttgart

Weingarten, 23. – 25. November

43 Teilnehmer

Kunst und Kirche

Eine Problemanzeige

Tagung für Vikare

Tagungsleitung:

August Heuser

Referenten:

Werner Meyer, Leonberg

Walter Zacharias, Regensburg

Stuttgart-Hohenheim, 7. Dezember

136 Teilnehmer

**AIDS: Eine Krankheit fordert die Christen
heraus**

Orientierungen für Bildung, Seelsorge und Caritas

Tagungsleitung:

Dr. Gebhard Fürst

Paul Dingwerth

siehe Seite 93

Bonn, 26. November

15 Teilnehmer

Novellierung des Ausländergesetzes

Gespräch mit CDU-Abgeordneten

Leitung:

Klaus Barwig

Weingarten, 8. Dezember

17 Teilnehmer

Qualitatives Wachstum

Arbeitskreis Wirtschaft und Ethik

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth

Rainer Öhlschläger

siehe Seite 78

Stuttgart-Hohenheim, 10. – 11. Dezember

78 Teilnehmer

Politische Beteiligung von Ausländern

Das kommunale Wahlrecht

Hohenheimer Tage zum Ausländerrecht

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

Klaus Lörcher

Dr. Christoph Schumacher

siehe Seite 81

23 Abendveranstaltungen

mit 1665 Teilnehmern

Stuttgart-Hohenheim, 24. Januar

73 Teilnehmer

Maria Ward:

Wirken in der Welt

Samstagabend

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referentin:

Dr. Mathilde Köhler, München

Stuttgart-Hohenheim, 30. Januar

58 Teilnehmer

Laien: Volk Gottes – nicht Fußvolk in der Kirche

Positionen auf dem Prüfstand

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Dr. David A. Seeber, Freiburg

Stuttgart-Hohenheim, 21. Februar

114 Teilnehmer

Ignatius von Loyola und die Mystik der Aktivität

Samstagabend

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Pater Dr. Josef Sudbrack SJ, München

Stuttgart-Hohenheim, 4. April

90 Teilnehmer

Franz von Sales:

Primat der Liebe

Samstagabend

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

Referent:

Dr. Anton Mattes OSFS, Eichstätt

Weingarten, 28. April

16 Teilnehmer

Weingarten, 12. Mai

18 Teilnehmer

Dienstags-Gespräche

Tagungsleitung:

Rainer Öhlschläger

Stuttgart-Hohenheim, 16. Mai

200 Teilnehmer

Edith Stein:

Ihre Seligsprechung – Ärgernis oder Zeichen der Versöhnung?

Samstagabend

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer

siehe Seite 33

Stuttgart-Hohenheim, 3. September

82 Teilnehmer

Christlich-soziale Positionen für eine rationale und ethisch verantwortbare Asylpolitik

Positionen auf dem Prüfstand

Tagungsleitung:

Klaus Barwig

siehe Seite 83

Weingarten, 24. September

35 Teilnehmer

Weingarten, 22. Oktober

30 Teilnehmer

Weingarten, 25. November

35 Teilnehmer

Clubabend in der Akademie

Stuttgart-Hohenheim, 19. Oktober

7 Teilnehmer

Galeriegespräch

Galerien unserer Diözese im Austausch

Abend für Mitarbeiter in den Gemeinden

Tagungsleitung:

August Heuser

Stuttgart-Hohenheim, 7. November

135 Teilnehmer

Johannes XXIII. – Papst des ‚aggiornamento‘ und Mahner zum Frieden

Samstagabend

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Dr. Norbert Stahl, München

Stuttgart-Hohenheim, 5. Dezember

100 Teilnehmer

Charles de Foucauld – ein Christ im Hintergrund

Samstagabend

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referent:

Professor Dr. Peter Hünermann, Tübingen

**Arbeitskreis Junge Untersuchungs-
gefangene**

5 Veranstaltungen

**Sozialpädagogische Kurse für Junge Unter-
suchungsgefangene**

12 Veranstaltungen

Kunstaussstellungen

siehe Seite 56–63

Stuttgart-Hohenheim, 14. Februar – 30. April

60 Teilnehmer zur Vernissage

René Acht

Scherenschnitte

Stuttgart-Hohenheim, 15. Mai – 12. Juni

Alfred Hrdlicka

Kein schlechtes Opium

Weingarten, 31. August – 27. November

82 Teilnehmer zur Vernissage

Walter Zacharias

ARS SACRA – heute

Objekte, Environments, Collagen in Spannung zum Barock des Klosters Weingarten

Stuttgart-Hohenheim, 3. September – 30. Oktober

35 Teilnehmer zur Vernissage

Hans Peter Taro Miyabe

Reduktion – Abstraktion – Figuration

Stuttgart-Hohenheim, 6. November – 20. Dezember

80 Teilnehmer zur Vernissage

Das Christusbild im Menschenbild

Zum Beispiel: Roland Peter Litzenburger

Weingarten, 7. Dezember 1987 – 15. Januar 1988

70 Teilnehmer zur Vernissage

Barockkrippen in Oberschwaben

Fotoausstellung

Gastveranstaltungen

64 Gastveranstaltungen in Stuttgart-Hohenheim mit 2.344 Teilnehmern

Ackermannngemeinde, Stuttgart

Arbeitsausschuß für politische Bildung, Bonn

Arbeitsgemeinschaft Katholischer Altenwerke in der Diözese Rottenburg-Stuttgart

Arbeitsgemeinschaft Psychologischer Beratungsdienste, Stuttgart

Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung, Stuttgart

Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienst und Wohlfahrtspflege, Hamburg

Bischöfliches Gymnasialkonvikt, Ehingen

Bischöfliches Ordinariat, Ausländerreferat, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Schulamt, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Seelsorgereferat, Rottenburg

Calwer Verlag Stuttgart

Caritasverband für Württemberg e.V., Stuttgart

Deutsches Sekretariat, Landau

Diakonisches Werk für Württemberg, Stuttgart

Diakonisches Werk für Württemberg, Afrika-Referat, Stuttgart

Diözesanstelle Betriebsseelsorge, Stuttgart

Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart

Fachstelle für Medienarbeit Stuttgart

Familienbund Deutscher Katholiken, Stuttgart

Genossenschaftsakademie, Stuttgart

Gesamtdeutsches Institut Bundesanstalt für gesamtdeutsche Aufgaben

Initiative für Arbeitsumverteilung

Institut für Auslandsbeziehungen Stuttgart

Institut für Fort- und Weiterbildung, Rottenburg

Institut für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte e.V., Regensburg

Institut für politische Bildung/Konrad-Adenauer-Stiftung

KAAD, Bonn

Katholisches Bibelwerk e. V., Stuttgart

Katholisches Büro, Stuttgart

Katholische Militärseelsorge, Böblingen

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Stuttgart

Landesverband Katholischer Kindertagesstätten, Stuttgart

Misereor, Aachen

St. Gerhardswerk e. V., Stuttgart

Staatliches Schulamt, Stuttgart

Süddeutscher Rundfunk, Stuttgart

Universität Stuttgart

Verlag Kath. Bibelwerk GmbH, Stuttgart

Zentralstelle Medien der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn

76 Gastveranstaltungen in Weingarten mit 2.344 Teilnehmern

Altherrenverein der KStV »Veneta«, Meßkirch

Arbeitsstelle Kurseelsorge, Stuttgart

BDKJ, Ravensburg

Berufsgemeinschaft Katholischer Frauen, Oberstenfeld

Berufsgenossenschaft für Gesundheitsdienst und Wohlfahrtspflege, Hamburg

Betriebsseelsorge der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Tuttlingen

Bischöfliches Ordinariat, Rottenburg

Bischöfliches Ordinariat, Schulamt, Rottenburg

Bonifatiushaus, Fulda

Bund der Strafvollzugsbediensteten Deutschlands, Landesverband Baden-Württemberg

Caritasverband für Württemberg e.V., Stuttgart

Caritasverband für Württemberg, Kreisstelle Ravensburg

Dekanatsverband Ravensburg

Diözesanstelle Berufe der Kirche, Rottenburg

Diözesanstelle Ehe und Familie, Stuttgart

Diözesanstelle Frauenseelsorge, Stuttgart

Eduard-Spranger-Schule, Reutlingen

Ensemble Musica negativa, Weingarten

Evangelische Dekanatämter Biberach und Ravensburg

Evangelisches Arbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung, Stuttgart

Evangelisches Bildungswerk, Bad Waldsee
Evangelisches Pfarramt, Friedrichshafen
Fachstelle für Medienarbeit, Stuttgart
Hebammenverband Baden-Württemberg e.V.,
Heilbronn
Institut für Auslandsbeziehungen – Nordamerikareferat,
Stuttgart
Justizministerium Baden-Württemberg, Stuttgart
Katholischer Deutscher Frauenbund, Stuttgart
Katholisches Bildungswerk, Stuttgart
Katholisches Bildungswerk Kreis Ravensburg e.V.
Katholisches Pfarramt St. Georg, Stuttgart
Katholisches Schuldekanatamt, Ravensburg
Kloster Schöntal
Oberschulamt Tübingen
Pädagogische Hochschule, Weingarten
Priesterseminar, Rottenburg
Realschule Ravensburg
Religionspädagogisches Institut, Ravensburg
Sportkreis, Abteilung Jugend, Ravensburg
Staatliches Schulamt, Tettnang
Stefanus-Gemeinschaft
Universitäts-Kinderklinik, Tübingen
Vereinigte Krankenversicherungen
Württembergische Verwaltungs- und Wirtschafts-
akademie, Stuttgart
Zahnradfabrik Friedrichshafen
Zonta-Club, Stuttgart

Die Mitarbeiter der Akademie

Leitung der Akademie:

Dr. Gebhard Fürst, Akademiedirektor

Geschäftsführer:

Erhard Krautwald (bis 31. August 1987)

Martin Lambrecht (ab 1. September 1987)

Akademiereferenten:

Klaus Barwig, Dieter R. Bauer, Paul Dingwerth, Dr. August Heuser, Franz Josef Klehr, Dr. Abraham Peter Max Kuster-
mann (ab 14. September 1987), Rainer Öhlschläger
(Tagungshaus Weingarten), Monika Rappenecker,
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Sekretariat Stuttgart:

Gertrud Bayer, Käthe Horn, Irmgard Kaufmann, Beate
Kraus (bis 31. Juli 1987), Elisabeth Kreimer, Carola Lang,
Ruth Magar (ab 1. Juni 1987), Cäcilie Maniura (ab 1. August
1987), Martina Merz (bis 31. März 1987), Dorothee Mimler,
Claudia Nicklaß, Anneliese Rathgeber, Edeltraud Roth-
weiler, Gudrun Soika, Mechtild Walter

Sekretariat Weingarten:

Anne Hurst, Margret Sauter

Tagungshaus Hohenheim:

Anni Weiß HWL, Ursula Wacker HWL

Tagungshaus Weingarten:

Ingeborg Failer, Ursula Flock

Zahlen zur »Chronik '87«

	Stuttgart-Hohenheim		Weingarten		auswärtige Veranstaltungen		insgesamt	
	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer	Anzahl	Teilnehmer
Offene Tagungen	20	1715	8	615	1	12	29	2342
Fachtagungen, Tagungen für Zielgruppen	33	1354	16	557	6	223	55	2134
Sozialpädagogische Kurse für junge Untersuchungsgefangene	5	60	–	–	12	180	17	240
Gastveranstaltungen	64	2554	76	2344			140	4898
Zwischensumme	117	5623	100	3516	7	235	224	9374
Tagungen mit der Evangelischen Akademie Bad Boll					4	190	4	190
Summe Tagungen	117	5623	100	3516	11	425	228	9564
Abendveranstaltungen, einschließlich Eröffnungen von Kunstausstellungen	13	1324	10	341			23	1665
Summe Veranstaltungen	130	6947	110	3857	11	425	251	11229



Visionen von Gericht und Endzeit

**Apokalyptisches Denken bei Propheten und
Evangelisten**

28. - 29. Dezember 1987
Stuttgart-Hohenheim
147 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Dr. Klaus Bannach, Evangelischer Gemeindedienst
für Württemberg, Stuttgart
Professor Dr. Karlheinz Müller, Würzburg
Dieter Bauer, Katholisches Bibelwerk, Stuttgart
Daniel Krochmalnik, München

In den letzten Jahrzehnten des 2. Jahrtausends wird die Menschheit mehr und mehr vom Bewußtsein ergriffen, daß eine weltgeschichtliche Periode in ihre Endzeit eingetreten ist. Tschernobyl und Aids, politische Skandale und weltwirtschaftliche Erschütterungen, die sich ausbreitenden Plagen, Hunger, Armut und Krieg, werden gedeutet als Menetekel einer bevorstehenden dramatischen Verschlechterung des Zustandes der Natur und des Lebens der Menschen. Die Auflösung der menschlichen Beziehungen, eine Eskalation der globalen Probleme und das Übermächtigwerden der destruktiven Kräfte werden prognostiziert.

Angesichts dieser als »apokalyptisch« erfahrenen Situation muß es überraschen, daß das offizielle Christentum immer noch ziemlich »apokalypseblind« (Günther Anders) ist, obwohl doch in der Geschichte des 'Christlichen Abendlandes' Perioden krisenhafter Erschütterungen und revolutionärer Umwälzungen nichts Neues sind und solche Zeiten immer schon geprägt waren von einem apokalyptischen Bewußtsein, das sich in »Visionen von Gericht und Endzeit« Ausdruck verschaffte und so die Krisen durch Deutung bewältigte.

Diese trotzdem im Bewußtsein der Christen und der Kirchen herrschende Blindheit gegenüber dem Apokalyptischen zu überwinden, war das Hauptanliegen dieser Tagung, die ausgehend von der Gegenwartserfahrung zurückfragte auf die Quellen und Ursprungsorte des apokalyptischen Denkens in der Heiligen Schrift des Judentums und des Christentums.

Apokalyptischer Kassensturz

Der Hilflosigkeit der großen offiziellen Kirchen gegenüber der apokalyptischen Denkweise kontrastiert eigenartig die apokalyptische Grundstimmung in der Literatur der Gegenwart. Sie vollzieht – wie Klaus Bannach anhand von beeindruckenden literarischen Beispielen vorführte – einen »apokalyptischen Kassensturz« (Günther Grass): Alles, was Menschen zu hinterlassen haben, tritt heute in den Schatten des Apokalyptischen.

Wie aktuell die biblische Apokalyptik und wie bestürzend zeitnah sie ist, verdeutlichte Bannach, indem er die moderne apokalyptische Erfahrung mit der biblischen Überlieferung verglich.

Der Mensch wird überflüssig – seine Geschichte ist am Ende

Das Bildmaterial der Apokalyptik und seine gedanklichen Konturen gewinnen höchste Aktualität, wenn sie in der Gegenwartsliteratur im Blick auf die ökologische Gefährdung des Planeten Erde neu gedeutet wird. Besonders an zwei Beispielen verdeutlichte Bannach diese apokalyptische Grundstimmung.

In seinem Buch »Die Rätin« knüpft Günther Grass an die Geschichte von Noahs Arche an. Sie senkt sich in der apokalyptischen Stunde Null zum zweiten Mal auf den Berg Ararat, diesmal vor allem, um die Ratten mitzunehmen. Sie werden die Erben der Menschen sein. Denn alles, was die Menschen hinterlassen haben, ist Müll. So werden die Menschen bei Grass überflüssig:

»Wahrlich, wahrlich ihr seid nicht mehr!« hörte ich sie verkünden. Wie einst der tote Christus vom Weltgebäude herab, spricht weithallend die Rätin vom Müllgebirge: Nichts spräche von euch, gäbe es uns nicht. Was vom Menschengeschlecht geblieben, zählen wir zum Gedächtnis auf. Vom Müll befallen, breiten sich Ebenen, strändelang Müll, Täler, in denen der Müll sich staut... Alles redet von euch ohne Unterlaß. Ihr und eure Geschichten in Klarsichtfolie verschweiß, in Frischhaltebeuteln versiegelt, in Kunstharz gegossen, in Chips und Klips ihr: das gewesene Menschengeschlecht« (a.a.O. 14).

In der Endzeit kehrt die Entwicklung der Erde in die Zeit der Arche Noah zurück. Der Mensch wird überflüssig, seine Wirksamkeit ist nur an seiner Hinterlassenschaft, dem Müll, zu erkennen.

Noch klarer hat U. Horstmann in seiner Skizze »Das Untier« (1983) den Gedanken von der Überflüssigkeit des Menschen zum Ausdruck gebracht. Horstmann geht davon aus, daß der Mensch nun, da er über atomare Waffen verfügt, Herr über die Apokalypse geworden ist. Denn er könne in einem atomaren Krieg sich selbst vernichten. Und eben diese Möglichkeit solle das Untier, der Mensch, nutzen, um den Planeten Erde vor einer ökologischen Katastrophe zu bewahren. Lieber eine kurze Apokalypse als eine endlose Agonie.

»Die Geschichte des Untiers ist erfüllt, und in Demut harrt es des doppelten Todes – der physischen Vernichtung und des Auslöschens der Erinnerung an sich selbst.

Kein Überlebender wird sein Gedächtnis bewahren, keine Sage wird von den Prüfungen berichten, die es heimsuchten, die Qualen benennen, die es litt, um der großen, der universalen Erlösung willen.

Über den nackten Fels seiner Heimat aber wird Friede sein, und auf den Steinen liegt der weiße Staub des Organischen wie Reif» (a.a.O. 110).

Nicht die Aktivität des Menschen, sondern Gottes Tat befreit und erlöst

In einem zweiten Zugang zum Thema der Tagung führte Professor Karlheinz Müller, Würzburg, in die Anfänge und das theologische Grundwissen der jüdischen Apokalyptik ein. – Das apokalyptische Denken entsteht durch einen tiefgreifenden Traditionsbruch in der von Müller sogenannten »Achsenzeit« zwischen 175–164 v. Chr. als Antiochus IV über Israel herrschte. Die Hellenisierung des Judentums durch die Einführung eines neuen Kultes im Tempel, die Aufhebung der Thora durch staatliches Gesetz und die Preisgabe des Monotheismus bedeutete

die Gefährdung des Judentums in einer noch nie dagewesenen Weise.

In dieser tödlichen Bedrohung entsteht das Buch Daniel, in dem ein völlig neues Geschichtsbild entworfen wird (vgl. Dan. 2 und 7). Die Geschichte des Judentums wird nicht mehr positiv gesehen: sie ist vielmehr heillos geworden. Daniel verliert kein Wort über die Heilstaten Gottes, denn sie haben ihre Bedeutung verloren. Im Bewußtsein Daniels hat Gott nie gerettet! Nichts mehr, nur das definitive Ausgeliefertsein an die Mächte der Welt hat noch Erinnerungswert.

Diese neuartige Geschichtstheologie wird in Kapitel 8 und 11 des Danielbuches weiterentwickelt. Die Ehre Gottes ist nicht verborgen im Ablauf der Geschichte. Nicht mehr am Anfang oder in ihr, sondern nur am Ende der Geschichte wirkt Gott. Allein er bewirkt in der Zukunft das Aufrichten der Gottesherrschaft »ohne alles Zutun« der Menschen. Da die Geschichte und damit alles menschliche Handeln nur den Untergang gebiert, kann die Erlösung nicht Produkt innergeschichtlicher Entwicklung sein. Da deshalb die Aktivität der Menschen keinen



Einfluß auf das Kommen des Heiles hat, bleibt nur das fromme Zuwarten auf das Ende. Diese Vollendung ergibt sich nicht durch einen glatten Übergang aus der Geschichte, sondern sie geschieht nur durch eine von Gott herbeigeführte grundstürzende Veränderung, durch die apokalyptische Katastrophe, in die alle kosmischen Kräfte mit einbezogen werden. Danach erst geschieht das Heil und die Erlösung.

Dieses neue Modell der Geschichte beinhaltet eine Endzeit-Theologie, die alle Erlösungserwartung streng utopisch und theozentrisch denkt: die Geschichte des Menschen erzeugt nur das Unheil; erst durch das allein von Gott herbeigeführte Ende hindurch und danach geschieht die erhoffte Erlösung der Menschen durch das von Gott bewirkte Wunder der Auferweckung der Toten nach der Weltkatastrophe. Das neue Israel wird erst nach dem Strafgericht durch die Neuschöpfung Gottes.

Das Reich Gottes ist schon angebrochen

Das apokalyptische Denkmodell, wie es bei Daniel grundgelegt ist, bestimmt – so Dieter Bauer vom Katholischen Bibelwerk, Stuttgart – auch die Verkündigung des historischen Jesus. Aber bei Jesus richtet sich die Umkehrpredigt nicht auf das Kommen des endzeitlichen Richters, sondern auf die Nähe des gnädigen Gottes. Die überreiche Liebe Gottes ist schon gegenwärtig in den Taten seines Gesandten Jesus. In Jesu Kommen ist das Heil schon da. »Das Reich Gottes ist schon mitten unter euch!« (Lk 17,21) sagt er zu den Pharisäern. Diese Botschaft von der Nähe des Reiches wird nach Jesu Tod und Auferstehung in den christlichen Gemeinden weitergeführt.

Die Geschichte Israels ist zugunsten des Guten entschieden

Die Johannesapokalypse hat zum Ziel, den Christen, die an die Nähe des Reiches Gottes glauben und daraus leben, ihre gegenwärtige Verfolgung durch die römische Staatsmacht zu deuten. Ihre gewaltigen Bilder vermitteln den Christen in der Bedrängnis die Gewißheit, daß der Kampf auf Erden zuungunsten der Mächte des Bösen ausgeht. Deshalb sollen die Christen durchhalten und wachsam sein. Denn die widergöttliche (Staats-)Macht wird als eine schlechte Kopie der originalen Macht Gottes entlarvt, die nur bei dem wirksam werden kann, der ihr verfällt. – Die Bilder der Johannesapokalypse klären die Adressaten über die wirklichen Machtverhältnisse auf

und entziehen den Mächtigen der Welt dadurch ihre Macht.

Das Aufleuchten Gottes und seiner Gerechtigkeit erwarten

Für den, dem durch die apokalyptischen Bilder des Johannes die Faszination und Dämonie irdischer Macht entlarvt wurde, eröffnet sich nach Klaus Bannach eine neue Perspektive: Die frühe Christenheit, die in der Auseinandersetzung mit dem Kaiserkult der Römer Verfolgung und Martyrium durchleiden muß, fragt nicht danach, ob sie selbst von Gott gerettet wird. Zwar entfaltet die Johannesapokalypse ein großes Drama zwischen gut und böse, zwischen Standhaften und Abtrünnigen. Aber dies alles dient dazu, den Glauben an Jesus Christus zu bewähren und zu verdeutlichen, daß es auf nichts als auf geistliches Stehvermögen ankommt. Die im Martyrium, also in der Auseinandersetzung mit der politischen Macht Bewährten, sind auch noch im Tausendjährigen Reich bevorzugt. Aber das Drama endet nicht mit der Proklamation eines Siegers, eines Geretteten.

»Letzten Endes ist in all den apokalyptischen Turbulenzen nicht interessant, wer davonkommt, interessant ist alleine, daß Gottes Herrschaft endlich anbricht. Entscheidend ist, daß diese Herrschaft so zum Zuge kommt, daß sie von keinem Menschen mehr bezweifelt werden kann. Apokalyptische Zeiten werfen nicht die Frage nach Rettung, sie werfen die Frage nach Gott auf. Wo er bleibt, das allein ist lebenswichtig. Entsprechend hat diese großartige Stadt, das Neue Jerusalem, 12 Tore, damit alle Völker einziehen können in die Gegenwart Gottes. Niemand ist von dieser Gegenwart ausgeschlossen, es sei denn, jemand gibt durch sein Handeln zu erkennen, daß er von der Gegenwart Gottes nichts begriffen hat. Licht und Glanz findet man in dieser Stadt, alle Menschen sind der Erkenntnis Gottes voll. Nur – eine Kirche, Theologen, Priester, einen Papst, einen «Luther» sucht man in dieser Stadt vergebens. Wo Menschen unmittelbar von Gott wissen, braucht es eine Kirche, braucht es eine Christenheit nicht mehr. Das ist das größte Wunder der Vision vom Himmlischen Jerusalem: eine Christenheit, die zutiefst angefochten, zutiefst verstört ist, erwartet von der apokalyptischen Vollendung nicht ihre Wiederherstellung, ihre Restitution, sie erwartet das Aufleuchten Gottes und seiner Gerechtigkeit« (Bannach).



Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? (Ps 22)

Gedanken zum Menschenbild des Alten Testaments

Karwoche in Weingarten
15. – 19. April 1987
Weingarten
24 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Monika Rappenecker

Referent:
Professor Dr. Franz Josef Stendebach, Frankfurt

Warum eine Karwochentagung, die sich mit Texten des Alten Testamentes beschäftigt? Das Leiden und Sterben sowie die Auferstehung Jesu gehören doch zu den Ereignissen, die den Neuen Bund, das Neue Testament konstituieren. Aber schon der Titel, ein Psalmwort im Munde Jesu, macht deutlich, daß es hier vielfältige Beziehungen gibt. Ohne den Alten Bund gäbe es keinen Neuen. Die heiligen Bücher, die das Alte Testament genannt werden, waren die Heilige Schrift Jesu und der frühen Kirche. Mit dieser Schrift und aus ihrer Botschaft heraus, besonders mit den Gebeten der Psalmen, haben die Menschen gelebt und ihr Leben mit Gott zu gestalten versucht.

Das Alte Testament ist das 'große Buch von Gott und Mensch' (H. Haag). Die Erfahrungen vieler Generationen des alten Israel mit sich selbst, mit ihrer Welt und mit Jahwe, ihrem Gott, haben in ihm ihren Niederschlag gefunden. Diese Erfahrungen provozieren Fragen nach dem Sinn des Lebens und der Geschichte. Sie werden im Angesicht Gottes gestellt. Es gibt keine Antwort, die nicht mit der Wirklichkeit Gottes rechnet.

Kohelet fragt nach dem Sinn des menschlichen Daseins. Er weiß, daß es einen solchen Sinn geben muß; er sieht ihn im Geheimnis Gottes aufgehoben, dem Menschen nicht verfügbar. Ijob ist der klagende, ja Gott anklagende Mensch schlechthin. Er findet keine Erklärung für die Schicksalsschläge, die über ihn kommen. Alle bisher gegebenen Deutungen menschlichen Leids versagen. Ijob bleibt nichts anderes als das Wagnis, auf einen Gott zu vertrauen, der ihm widersprüchlich erscheinen muß. Der klagende und Gott anklagende Mensch muß das Vertrauen auf eben diesen Gott wagen – darum weiß der Beter des 22. Psalms. Die Frage nach dem 'Warum' menschlichen Leids läßt sich nur von der Erfahrung des lebendigen Gottes her beantworten. Die Antwort besteht darin, daß Gott sich dem leidenden Menschen zuwendet, sein Gebet erhört und sein Schicksal wendet. Die Frage nach dem 'Warum' löst sich durch die Erfahrung neugeschenkten Lebens in der Gemeinschaft mit Gott. Im Lied vom leidenden Gottesknecht (Jes 33) begegnet die Vorstellung vom stellvertretenden Wert des Leidens des Gerechten, die in Tod und Auferstehung Jesu von Gott her ihre Bestätigung erfährt.

Jesus Christus – gestorben für uns

Der Tod Jesu als stellvertretender Sühnetod

11. - 12. April 1987
Stuttgart-Hohenheim
127 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Professor Dr. Wilhelm Breuning, Bonn
Dr. Meinrad Limbeck, Tübingen
Werner Meyer, Leonberg

Die am Wochenende des Palmsonntags eines jeden Jahres stattfindende Tagung wählt ihr Thema immer unter der Perspektive der vorgegebenen Zeit des Kirchenjahres. Einer der zentralen Glaubenssätze der Liturgie dieser Tage lautet: »Jesus Christus ist gestorben für unsere Sünden«. Die Heilsbedeutung des Todes Jesu steht denn auch für Christen außer Frage. Wie aber die Erlösung durch den Kreuzestod Jesu verstanden werden kann, dazu gibt es viele Interpretationen.

Unzureichende Deutungen

Die bekannteste und wirkmächtigste Deutung des Todes Jesu liefert zweifellos Anselm von Canterbury (1033–1109 n. Chr.): Durch die Sünde hat der Mensch schuldhaft Gottes gerechte und vernünftige Weltordnung gestört. Dadurch ist Gott in seiner Ehre unendlich beleidigt worden. Deshalb besteht die unbedingte Notwendigkeit, die Ehre Gottes wiederherzustellen. In rechtmäßiger Weise ist dies nach Anselm nicht möglich durch bloßes Erbarmen Gottes, sondern nur durch eine entsprechende Genugtuung (Satisfaktion). Die unendliche Schuld des Menschen gegenüber der unendlichen Majestät Gottes kann aber nicht durch die Sühneleistung eines endlichen Menschen wiedergutmacht werden. Sie kann nur durch den ungeschuldeten, freiwilligen, unendlich wertvollen Tod des Gottessohnes selbst

gesühnt werden. Deshalb ist der Gottessohn Mensch geworden. Seine Verdienste – durch Leiden und Sterben erworben – werden den Menschen zugewendet: sie erlösen ihn. Diese Interpretation – Satisfaktionstheorie genannt – prägt bis heute die Katechismen der Kirche und die Vorstellungen der Gläubigen. Aber sie stößt beim modernen Menschen auf Unverständnis.

Die Grundmuster der Einwände sind gravierend. Bezüglich der stellvertretenden Übernahme von Schuld wendet Immanuel Kant ein: »Die Schuld kann nicht von einem anderen getilgt werden, denn sie ist keine Verbindlichkeit, die etwa wie eine Geldschuld auf einen anderen übertragen werden kann, sondern sie ist das Allerpersönlichste, das nur der Strafbare, nicht der Unschuldige tragen kann.« – Und bezogen auf den Sühnetod Jesu argumentiert Friedrich Nietzsche: »Das Schlachtopfer des Sohnes verkehrt die Frohe Botschaft auf das Grausamste.«

Der Mechanismus eines Heilsereignisses, das ganz ohne menschliche Beteiligung mit innerer Notwendigkeit abläuft; der Gedanke, daß das Allerpersönlichste, die Schuld des Menschen, nicht durch ihn selbst, sondern durch einen anderen stellvertretend gesühnt werden könne; schließlich die Vorstellung, daß der liebende Gott, zu dem Jesus 'Abba', guter Vater, sagt, den furchtbaren Tod seines einzigen Sohnes am Kreuz will, um selber Genugtuung zu erfahren: Dies alles bereitet heute große Verständnisschwierigkeiten. So bleibt nur der Weg, durch Rückbesinnung auf die biblischen Quellen neue Möglichkeiten zu erschließen, verantwortet und verständlich von Jesu Tod als Erlösungs- und Sühnetod zu sprechen.

Der Umgang mit Schuld im Alten Testament

Einen ersten Zugang eröffnete Meinrad Limbeck, Tübingen, durch die Besinnung auf das alttestamentliche Verständnis von Schuld und die entsprechenden Wege, das durch die Sünde zerstörte Heil im Zusammenleben der Menschen und der Welt wiederherzustellen. Denn alle Begriffe der Heilsbedeutung des Todes Jesu stehen im Bezug zu Sünde und Schuld des Menschen. Was versteht der Mensch des Alten Testaments unter Sünde? – Wenn der Jude von Sünde sprechen will, stehen ihm mehrere Begriffe zur Verfügung. Er kann von 'Vergehen', von 'Verkehrtheit' oder 'Verbrechen' sprechen. Alle diese Worte bezeichnen bestimmte Handlungen, die den



Eduard Micus, *Kreuz auf dem Boden liegend*, 1979

Menschen in den Zustand der Heillosigkeit führen. Wer den Weg verfehlt, läuft schließlich in den Tod. Der Jude ist davon überzeugt, daß jedes Vergehen unwillkürlich seine Wirkung hat: für den jeweils betroffenen Menschen und für den Täter. Die Verfehlungen der Menschen schädigen die Ordnung und das menschliche Zusammenleben. Wie aber kommt das Unheil wieder aus der Welt? – Aus der Sicht des Alten Testaments ist demnach die Frage nach der Erlösung die Frage, wie die in Heillosigkeit führende Schuld wieder aus der Welt geschafft werden kann. Der Jude ist der Überzeugung, daß die die Ordnung der Welt zerstörende Sünde nicht einfach vergeben werden kann. Vielmehr muß der Täter die Folgen seiner Tat tragen und den angerichteten Schaden wiedergutmachen. Im Babylonischen Exil macht das Volk eine neue Erfahrung. Obwohl Gott aufgrund der Untreue seines Volkes

dazu »berechtigt« wäre, wendet er sich von seinem Volk nicht ab, sondern bleibt ihm treu. Gott verzichtet also auf sein Recht. Der von der Untreue des Volkes Getroffene trägt selbst die Folgen dieser Sünden. Dies eröffnet eine neue Dimension im Umgang mit Schuld. Nicht der Täter, sondern der Betroffene trägt die Folgen der bösen Tat aus. Der Betroffene »verdaut« gewissermaßen das ihm geschehene Unrecht. Durch diese »Vergebung« wird die gestörte Welt wieder »in Ordnung« gebracht.

Hat ein Mensch durch eine böse Tat sein Leben verwirkt, so kann im Zusammenhang von Wiedergutmachung und Vergebung derjenige, der im Recht ist, unter bestimmten Bedingungen auf das Leben des schuldig Gewordenen verzichten. Er kann verzichten, wenn der Sünder ein Zeichen der Einsicht in das getane Unrecht setzt. Dabei wird dieses Sühne-Zeichen, das der schuldig Gewordene setzt, von dem, der im Recht ist, gewährt. Im alttestamentlichen Verständnis ist es demnach nie der Mensch, der Sühne leistet, sondern die Sühne geht immer von Gott aus. Das Vergehen der Menschen wird von Gott mit all seinen Folgen »wahrgenommen«. Aber Gott erklärt sich bereit, die Konsequenzen seinerseits auszusetzen, wenn der Mensch das Zeichen seiner Umkehr setzt, das Gott dafür gestiftet hat. Nur so können die »Sühneopfer« des Alten Testaments verstanden werden. Das »Opfer« ist ein Zeichen, das Gott dem Menschen gegeben hat. Durch dies kann er zeigen, daß er in seinem Verhältnis zu Gott einen Neuanfang setzen will. Im Sühneopfer nimmt Gott dieses als Zeichen an und gibt dem opfernden Volk so eine neue Zukunftsperspektive. Nach dem 16. Kapitel des Buches Levitikus geschieht dies am Versöhnungstag, an dem alle Sünden gesühnt werden und absolute Vergebung stattfindet.

Neben diesen drei genannten Möglichkeiten, die Sünde und die durch sie angerichtete Heillosigkeit wieder aus der Welt zu schaffen, gibt es aber noch eine vierte: Die Heillosigkeit kann stellvertretend von einem Dritten geheilt werden. Dies geschieht dann, wenn eine Person, der es um die Anderen geht, in eine heillose Situation eintritt, das Heillose auf sich nimmt und in dieser Weise das Böse aufhebt. Besonders auf diese Möglichkeit wird die Deutung des Todes Jesu im Neuen Testament zurückgreifen. Aber auch dieser Umgang mit der Schuld kann die Sünde des Menschen nicht einfach ungeschehen machen. Sie bleibt eine Realität, die das Leben belastet.

Jesus und die Vergebung der Sünden

Die Deutung des Todes Jesu kann an diesen alttestamentlichen Verstehensmodellen anknüpfen. Wenn Gott selbst die Sündenfolgen nicht wegwischen kann, wie läßt sich dann in der durch Sündenfolgen heillos gewordenen Welt so leben, daß Heil geschieht? – Wenn wahr ist, was Christen glauben, daß nämlich Gott dem Menschen in Jesus das Heil eröffnet, dann muß das Leben und Sterben Jesu die Antwort auf die Situation sein.

Jesus ist in die Welt gesandt, um dem Menschen einen Ausweg aus dem Unheil zu zeigen. Er verkündet das Reich Gottes und er will den Menschen die Augen dafür öffnen, daß das Heil jetzt schon da ist. In den Seligpreisungen der Bergpredigt wird durch Jesu Verkündigung ein bestimmtes menschliches Verhalten mit der Zusage des Heils bedacht. Die Bergpredigt zeigt also den Weg, wie das Heil in die Welt kommt, wie der Himmel, das Reich Gottes, das Ewige Leben jetzt schon anfanghaft beginnen kann.

Dies wirkt sich bei Jesus auf seine Praxis der Sündenvergebung aus. Die Juden hatten zum einen die Möglichkeit, durch das »Sühneopfer« die Sündenbefreiung zu erreichen. Zum anderen erfuhren sie jährlich die völlige Vergebung der Sünden durch Gott am Versöhnungstag. Dieses konventionelle Prozedere der Sündenvergebung im Volk Israel wird von Jesus unterlaufen. Er vergibt dem konkreten Menschen jetzt, so daß er nicht auf die Vergebung am Versöhnungstag oder durch ein Sühneopfer warten muß. Jesus spricht dem Menschen hier und heute ganz unmittelbar die Vergebung Gottes zu. Die Menschen sollen begreifen, daß Gott ihnen schon jetzt nichts mehr nachtragen wird. Die Erlösung durch Jesus beginnt mit der Eröffnung des neuen Weges der unmittelbaren Gegenwart des barmherzigen Gottes. Dies ist der Skandal, den Jesus verursacht. Denn Jesus unterläuft dadurch die an den Tempel gebundene und durch die alttestamentliche Priesterschaft garantierte Vergebungsvermittlung. Hier müssen die Priester und Ältesten eingreifen!

Jesus wußte, daß dieses Verhalten ihm den Tod bringen würde. Im Bewußtsein, daß er mit seiner Sündenvergebungspraxis gescheitert ist, feiert Jesus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl. Er bricht für sie das Brot und zeigt ihnen, daß er selbst dieses gebrochene Brot ist. Mit allem, was er tut, gehört er jetzt seinen Jüngern. Als leidender Gottesknecht gibt er sein Leben, sein Blut, für

die anderen. Jesus selbst gibt diesen Sinn seinem Sterben und seinem Tod.

Jesu Tod als der Ort der Versöhnung mit Gott

Im jüdischen Verständnis ist ein Gekreuzigter ein von Gott Verfluchter (Dtn 21,23b). Nach Paulus ist es Gott, der seinen Sohn Jesus zum Fluch gemacht hat (Gal 3,13). Der Tod Jesu ist demnach nicht ein Opfer des Menschen für Gott, sondern er ist die Hingabe Gottes an die Menschen in Jesus. Gott zeigt uns in Jesus, daß bei ihm nicht die Anklage, sondern die Barmherzigkeit das letzte Wort hat. Damit ist Jesus in seinem Tod der Ort der Versöhnung mit Gott. Daß er den Menschen, die ihn töten, vergibt, und zugleich an Gott, der dieses Schicksal zuläßt, festhält, das ist erlösend für die Menschen. Zwei Worte des Sterbenden am Kreuz verdeutlichen dies besonders: »Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun« (Lk 23,34) und »Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist« (Lk 23,46). Dies ist die Haltung, in der Jesus stirbt und im Tod in Gott eingeht. Für den immer wieder schuldig werdenden Menschen ist es erlösend zu wissen, daß der gestorbene Christus für ihn zur Rechten Gottes eintritt. In Christus löst Gott seine durch den Propheten Jesaja gegebene Zusage ein: »Hört auf mich, ihr vom Haus Jakob und ihr alle, die vom Haus Israel übrig sind, die mir aufgebürdet sind vom Mutterleib an, die von mir getragen wurden, seit sie den Schoß ihrer Mutter verließen. Ich bleibe derselbe, so alt ihr auch werdet. Bis ihr grau werdet, will ich euch tragen. Ich habe es getan, und ich werde euch weiterhin tragen, ich werde euch schleppen und retten. Mit wem wollt ihr mich vergleichen, wen neben mich stellen? Mit wem wollt ihr mich messen, um zu sehen, ob wir einander gleich sind?« (Jesaja 46, 3-5). – Jesus ist derjenige, in dem Gott uns trägt und sich uns hingibt (»opfert«), damit wir, die schuldig geworden sind und so die Basis verloren haben zu leben, in ihm einen neuen tragenden Grund finden.

Die so verstandene Erlösung hat für den Menschen in seiner Lebenspraxis existenzielle Auswirkung. Der solchermaßen erlöste Mensch hat nun selbst den Erweis zu bringen, daß die Liebe stärker ist als der Haß.

Christliches Zeugnis im Widerstand

Zur Seligsprechung Pater Rupert Meyers

Studientag
9. - 10. Mai
Stuttgart-Hohenheim
102 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Monika Rappenecker

Referate:

Jesuiten in Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus

Professor Dr. Roman Bleistein SJ, München

*Pater Rupert Mayer: ein Glaubenszeuge unserer Zeit
Seelsorger – Caritasapostel – Kämpfer gegen das NS-Regime*

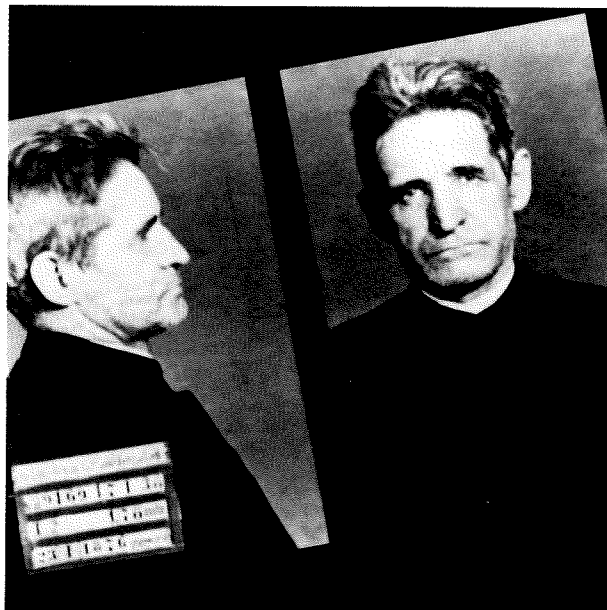
Walter Rupp SJ, München

Christsein und Widerstehen

Über christlichen Glauben, Nonkonformismus und Widerstand

Professor Dr. Heinrich Missalla, Bochum

Am Wochenende nach der Seligsprechung durch Papst Johannes Paul II. feierte die Diözese Rottenburg-Stuttgart in besonderer Weise »ihren« Rupert Mayer, speziell in dessen Heimatstadt Stuttgart. Dem Sonntagvormittag mit feierlichem Pontifikalamt und Festakt wurde am Samstag ein an thematischer Arbeit orientierter Studientag an der Akademie vorangestellt.



Der KNA-Korrespondentenbericht (Südwestdeutscher Dienst, Nr. 69/87 vom 13. Mai 1987) vermittelt einen knappen Eindruck vom Inhalt des Studientages:

»Die Kirche muß Anstoß erregen«

Studientag über den Widerstand von Pater Rupert Mayer

Stuttgart, 12. Mai (KNA) Am Beispiel des ersten Stuttgarter Seligen Rupert Mayer ging die Katholische Akademie Stuttgart der Frage nach, ob christlicher Glaube zwangsläufig zum Widerstand führt, wenn der Gläubige dem Bibelwort folgt, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Rupert Mayer entschied sich, obwohl großer Patriot, nach dieser Weisung und wurde dafür auf dem Studientag als »mutiger Zeitgenosse« gerühmt. Und heute? Würde die Kirche nicht Anstoß erregen, es müßte ihr unwohl sein, lautete ein Beitrag, der die Teilnehmer nachdenklich stimmte.

Pater Rupert wurde wegen seiner Predigten und weil er über seine Beichtgespräche keine Auskunft geben wollte von der Gestapo mehrmals verhaftet, berichtete der Münchener Jesuit Walter Rupp auf der Tagung. Rupert Mayer habe den Standpunkt vertreten, ein Katholik könne nicht NS-Mitglied sein,

und er habe dies auch öffentlich auf Versammlungen der NSDAP erklärt. Am Nationalsozialismus habe er vor allem den Totalitätsanspruch, die Rassenlehre, den Führerkult, die Ausmerzung des Christentums und die Intoleranz gegenüber Andersdenkenden kritisiert. Rupp ist überzeugt, die Nazis hätten den Pater nicht im KZ Sachsenhausen sterben lassen wollen und deshalb dem Ordinariat in München den Vorschlag unterbreitet, ihn im Kloster Ettal zu internieren. Rupp sprach auch von der Zwangslage, in der sich der damalige Münchener Kardinal Faulhaber befand, um Rupert Mayers Leben zu retten.

Rupert Mayer war jedoch nicht der einzige von den Nazis verfolgte Jesuit. Prof. Roman Bleistein, München, verwies auf die vielen Devisen- und Sittlichkeitsprozesse gegen Jesuiten. So war zum Beispiel Oswald von Nell-Breuning wegen Devisenschieberei angeklagt. Schulen und Klöster des Ordens wurden beschlagnahmt und enteignet. Immer wieder wider setzte sich der Jesuitenprovinzial Augustin Rösch dem Verlangen der Nazis nach einer karteimäßigen Erfassung aller Ordensmitglieder. Bleistein hält Augustin Rösch für den bedeutendsten katholischen Widerständler der Jahre 1941 bis 1943. Der Provinzial habe sehr darunter gelitten, daß die Bischöfe nicht mehr Standfestigkeit gegenüber dem Regime bewiesen. Rösch habe auch im Kreisauer Kreis mitgearbeitet. Jesuiten seien in die engste Form des Widerstands verwickelt gewesen, entdeckte Bleistein beim Studium der Archive über diese Zeit.

Prof. Heinrich Missalla, Mitherausgeber der Zeitschrift *Publik forum*, schlug eine Brücke zum heutigen christlichen Widerstehen. Der Widerstand werde dann wichtig, wenn Machthaber und Autoritäten etwas forderten, was gegen Gottes Willen ist. Zu allen Zeiten seien die waffenlosen Propheten Ziel des Spotts gewesen, besonders von seiten der Politiker und der Anhänger der Macht, zitierte Missalla Papst Johannes Paul II. Aber müsse unsere Zivilisation heute nicht erkennen, daß die Menschheit solche Propheten braucht? Christen müßten mit Konflikten rechnen. Erwecke die Praxis der Kirche kein Befremden mehr, würden Äußerungen der Kirche allseitig mit Wohlgefallen aufgenommen, wäre höchste Wachsamkeit geboten. Die Kirche habe nach wie vor das Salz der Erde zu sein und nicht »Marmelade auf dem Brot der Regierenden«. Setze zum Beispiel die Regierung auf Massenvernichtungswaffen anstatt auf Gott, sei von der Kirche ein klares Nein fällig. Sonst könne es wie schon einmal »zu spät« sein und noch katastrophaler enden.

Wiltrud Rösch-Metzler

Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart

Wissenschaftliche Studententagung
8. - 12. April
Weingarten
81 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
Professor Dr. Peter Dinzelbacher

Heiligkeit ist das bestimmende Wort in der Religion; wahre Religion kann – nach Söderblom – ohne bestimmte Auffassung von Gott bestehen, doch gibt es keine echte Religion ohne Unterscheidung zwischen »heilig« und »profan«. Heiligkeit als das ganz Andere, vom Profanen Abgegrenzte tritt aber für uns nur im Profanen in Erscheinung, manifestiert sich in dieser Welt – nicht zuletzt im heiligen Menschen.

Im Christentum wird Heiligkeit vorrangig und wesentlich personal verstanden: nur Gott ist heilig, und von ihm her können Menschen geheiligt werden, also Heilige sein. Diese Vorstellung von Heiligkeit – ausgehend vom Neuen Testament – wurde in der Kirche selbstverständlich aufgenommen, aber weitgehend auf die Praxis des Heiligenkultes beschränkt – mit allergrößter Wirkung. Tief verwurzelt in einem Bedürfnis der Volksreligiosität prägte die Heiligenverehrung die Geschichte christlicher Frömmigkeit und damit auch das Gesamtbild der Kirche.

In seiner Einleitung »Heiligkeit als historisches Phänomen« führte Peter Dinzelbacher unter anderem aus:

Die Scheidung zwischen Heiligem und Profanem im Erleben des Seins ist Grundlage jeder Religion. Religion ist geradezu definiert als »erlebnishafte Begegnung mit dem Heiligen und antwortendes Handeln des vom Heiligen bestimmten Menschen« (Gustav Mensching). Das Phänomen des Numinosen konkretisiert sich in verschiedensten Gestalten – ich beschränke mich auf den Katholizismus als Beispiel:



- räumlich im heiligen Ort (dem Altar, dem Kirchengebäude, dem »Heiligen Grab«, dem »Heiligen Land«, der »Scala santa« in Rom...) und im heiligen Gegenstand (Kruzifixe, wundertätige Bilder, Reliquien – bisweilen ausdrücklich »heilig« genannt wie der »Heilige Rock« in Trier oder die »Chemise sainte« in Chartres),
- zeitlich in heiligen Perioden, wie dem »Heiligen Jahr« (Jubeljahr, z.B. 1950), der »Heiligen Woche« (Karwoche), der »Heiligen Nacht«, der »Heiligen Stunde« in der Herz-Jesu-Verehrung usw.,
- kommunikativ im heiligen Wort, sei es im gesprochenen (Gebets-, Eides-, Weiheformeln), sei es im geschriebenen (die »Heilige Schrift«) und in der heiligen Handlung, in Zeremonien wie Sakramentspende und Liturgie, in heiligen Reisen (Prozessionen)..., aber sogar im »Heiligen Krieg« (Kreuzzüge)...
- gemeinschaftsmäßig in Institutionen: »unsere heilige Mutter Kirche«, das »Sanctum Officium«, die »Sacra Romana Rota«, der »Heilige Stuhl«, der »Sacer Ordo Cisterciensis« ...

– Schließlich kann Heiligkeit sich auch in einzelnen Menschen konkretisieren: Märtyrern, Bekennern, Asketen, Missionaren, Priestern, Kirchenfürsten, Thaumaturgen, Mystikern und so vielen anderen.

Für die meisten Menschen des späten 20. Jahrhunderts, die in der desakralisierten westlichen Gesellschaft leben, sind viele der angesprochenen Formen von Heiligkeit nur mehr schwer zugänglich (auch wenn heute zumindest formale Ansprüche, die allerdings in sehr unterschiedlichen Gesellschaftstypen entstanden sind, aufrechterhalten werden). Die religiöse Bedeutung der Hochfeste als heiliger Zeiten etwa ist weitestgehend von profan-kommerziellen Strukturen verdeckt, die Heiligkeit kurialer Verwaltungsbehörden (Sacrae Congregationes) schwerlich unmittelbar einsichtig usw. Das Problem liegt wohl darin, daß eigentliche Heiligkeit unbestritten nur Gott allein zukommt – »Tu solus sanctus« –, dieselbe Bezeichnung jedoch auch für Phänomene, Institutionen und Menschen angewandt wird, die zwar als an Gottes Heiligkeit Anteil habend oder auf sie verweisend betrachtet werden bzw. sich selbst so betrachten, die dagegen realiter oft als alles andere als heilig erfahren wurden und werden. Schließlich hat sich auch die Inquisition durch Jahrhunderte hindurch als »Sancta Inquisitio« bezeichnet und so verstanden, und schließlich impliziert die »Erb- oder Amtsheiligkeit« des »Heiligen Vaters« in Rom, welche zwar von einem Heiligen, nämlich Papst Gregor VII., im »Dictatus papae« festgelegt wurde, doch noch nicht die automatische Heiligsprechung jedes Papstes: von den etwa 275 anerkannten Päpsten sind »nur« 78 als Heilige zu verehren. Wenn wir den Blick auf die Vergangenheit des christlichen Europas richten, dann finden wir als »heilig« auch noch Erscheinungen, die wir heute zweifelsohne ausschließlich dem weltlichen Bereich zuordnen würden: bis 1806 sprach man amtlich vom »Heiligen Römischen Reich«, im Mittelalter war nicht nur Rom die Heilige Stadt, sondern auch das »heilige« Köln...

Dies dürfte genügen, um generell daran erinnert zu haben, daß das, was als »heilig« empfunden wird, von Epoche zu Epoche variieren kann, und dies auch innerhalb einer Kultur, hier der christlich-europäischen, wiewohl sie von einer sehr traditionsorientierten Religion geformt wurde. Nicht anders steht es um die Konzeptionen persönlicher Heiligkeit. »Es gibt kein 'reines Heiligkeitsmodell', das unabhängig ist vom konkreten Kraftfeld der menschlichen Gesellschaft. Deshalb kann uns

keine einzige Instanz daraus entlassen, kritisch zu denken, vor allem nicht in Heiligkeitsmodellen« – so der Kirchenhistoriker Eduardo Hoornaert. Wir empfinden eine Spannung zwischen unserem primär sittlich definierten Begriff von Heiligkeit und den anders begründeten Konzeptionen der Vergangenheit. (...) Was sich in hohem Maß verändert hat, ist die Beziehung der Gläubigen zu den Verehrten. Zwar ist die Vorbildfunktion der Heiligen, die heute im devotionalen Schrifttum an erster Stelle steht, in ihren Viten schon immer betont worden, doch war sie für die Praxis des Kultes, mehr noch für die Einstellung des Kirchenvolks in der vorindustriellen Gesellschaft durchaus zweitrangig. Entscheidend war vielmehr, daß der Heilige ein Thaumaturg war, der das rein physisch so gefährdete Leben schützen und bessern konnte. Darum vor allem verehrte und beschenkte man ihn, darum pilgerte man zu seinem Grab, darum betete man zu ihm. Die einstige Rolle der Heiligenverehrung ist unmöglich zu verstehen, wenn man sich nicht die Unsicherheit der alltäglichen Lebensverhältnisse, den dauernden Kampf um Nahrung und die dauernde Gefährdung der Gesundheit, vor Augen hält. Um bloß ein Beispiel in Erinnerung zu rufen: Nicht nur die analog zur fortschreitenden Arbeitsteilung in der europäischen Gesellschaft immer weitere Spezialisierung einzelner Heiliger auf bestimmte Patronate, sondern auch und vor allem die Notzeiten des Schwarzen Todes seit der Mitte des 14. Jahrhunderts waren der Grund für die so intensive Verbreitung der Verehrung der Pestheiligen Sebastian und Rochus, währenddem der Rückzug der Seuchen und die Entdeckung profanmedizinischer Vorbeuge- und Heilungsmethoden der Grund für das Schwenden ihrer Verehrung wurde. Der außerordentliche Rückgang des Heiligenkults in der wesentlich gesicherten Existenz der Gegenwart ist auch eine Konsequenz des außerordentlichen Rückgangs des Bedürfnisses nach und des Glaubens an Wunder. Deshalb ist der historisch nicht faßbare Heilige für den heutigen Menschen weitgehend uninteressant, wogegen es für seinen Vorfahren im Mittelalter meist ganz sekundär war, was der Mensch, dessen Reliquien er verehrte, in seinem Leben vollbracht hatte, wenn er nur durch diese Wunder wirkte. Wo heute die Faszination der Begegnung mit den Heiligen bleibt, sind es dagegen vor allem Menschen, deren Schicksale einigermaßen zuverlässig überliefert sind und die deshalb als Persönlichkeiten vor uns treten. Als Persönlich-

keiten, deren so oft von Leiden geprägte Leben Trost gewähren, deren immer von einer letztlich unerschütterlichen Überzeugung geprägte Leben Hoffnung begründen können.

Referate:

Heiligenverehrung in der Glaubenspraxis der Gegenwart
Dr. Werner Groß, Rottenburg

Heiligenverehrung in nichtchristlichen Religionen
Professor Dr. Günter Lanczkowski, Heidelberg

Heilig, Heiligkeit und Heiligung im Alten und Neuen Testament
Dr. Diether Kellermann, Tübingen

Die Verehrung des Heroen, des göttlichen Menschen und des christlichen Heiligen
Analogien und Kontinuitäten
Professor Dr. Wolfgang Speyer, Salzburg

Die Anfänge der christlichen Heiligenverehrung in der Auseinandersetzung mit Analogien außerhalb der Kirche
Professor Dr. Bernhard Kötting, Münster

Formen der Heiligenverehrung im frühmittelalterlichen England
Dozent Dr. Harald Kleinschmidt, Stuttgart

Mittelalterliche Heiligenverehrung als sozialgeschichtliches Phänomen
Professor Dr. František Graus, Basel

Die Realpräsenz der Heiligen in ihren Reliquiaren und Gräbern nach mittelalterlichen Quellen
Professor Dr. Peter Dinzelsbacher, Stuttgart

Die Musik im Dienste der Heiligenverehrung: die Entwicklung des Offiziums gesungen vom 4. bis 10. Jahrhundert
Dr. Kees Vellekoop, Utrecht

Die mittelalterliche Legende als Medium christlicher Verkündigung
Professor Dr. Joachim Köhler, Tübingen

Heiligenverehrung auf Münzen und Medaillen
Dr. Heidelinde Dimt, Linz

»Volksbarock« Heiligenverehrung und jesuitische Kultpropaganda
Dr. Edgar Harvolk, München

Heiligenverehrung im gottesdienstlichen Leben der orthodoxen Kirche
Professor Dr. Ernst Chr. Suttner, Wien

Die Liquidierung der Züricher Stadtheiligen als Beispiel reformatorischen Bildersturms
Peter Jezler, Zürich

Die Beurteilung der Heiligenverehrung im Protestantismus
Professor Dr. Ulrich Köpf, Tübingen

Die Verehrung der Heiligen in der Sicht der katholischen Dogmatik
Professor Dr. Gerhard L. Müller, München

Ein Dokumentationsband ist in Vorbereitung.

Diese Veranstaltung steht an unserer Akademie im Kontext einer intensiven Beschäftigung mit der Geschichte von Religiosität und Frömmigkeit. Dabei sollte an einem zentralen Thema ein großer historischer Längsschnitt versucht werden. – Auf den im vergangenen Jahr erschienenen Dokumentationsband zur Wissenschaftlichen Studientagung »Theologia Mystica. Grundfragen mystischer Theologie« (November 1985 in Weingarten) sei in diesem Zusammenhang hingewiesen:

Grundfragen christlicher Mystik, hrsg. von Margot Schmidt in Zusammenarbeit mit Dieter R. Bauer (Mystik in Geschichte und Gegenwart, Abt. I, Bd. 5), Stuttgart 1987 (Verlag: frommann-holzboog).



Edith Stein

Die Seligsprechung in Köln 1987 hat zu einem verstärkten Interesse an der Gestalt Edith Steins geführt. Viele Menschen beschäftigen sich intensiv mit ihr, viele andere werden überhaupt erst auf sie aufmerksam und fragen nach ihrer Bedeutung für das eigene Leben wie auch nach den geschichtlichen Zusammenhängen, in denen sie steht. Um dem Anlaß und dem gesteigerten Interesse gerecht zu werden, stand Edith Stein, ihr Leben und ihr Werk in zwei verschiedenen Veranstaltungen auf dem Programm.

Edith Stein

Ihre Seligsprechung – Ärgernis oder Zeichen der Versöhnung?

Samstagabend in Hohenheim

16. Mai 1987

200 Teilnehmer

Referentin:

Sr. Anna Maria Strehle, Priorin des Edith-Stein-Karmel
Tübingen

Gesprächsleitung:

Dieter R. Bauer

Edith Stein

Jüdin – Philosophin – Ordensfrau

Theologisches Seminar der Region I

23. - 24. November 1987

Stuttgart-Hohenheim

46 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Monika Rappenecker

Referate:

*Edith Stein: Weg-Suche – religiöse Entwicklung
Impulse für eine Begegnung von Christen und Juden*
Sr. Anna Maria Strehle, Tübingen

*Aus der Schule Edmund Husserls – Die Phänomenologie
und Edith Stein*

Dr. Karl-Heinz Lembeck, Trier

Edith Stein – Philosophische Wahrheitssuche und christlicher Glaube

Professor Dr. Josef Stallmach, Mainz

Jüdin – Philosophin – Ordensfrau, das sind drei Bezeichnungen, die sich abstrakt anscheinend nur schwer miteinander vereinbaren lassen. Wie geht das zusammen? Im Leben Edith Steins gingen diese drei Grundhaltungen, wenn auch zeitlich verschoben, zusammen, allerdings so, daß keine die andere aufgehoben hat. Jüdin war sie von Geburt und blieb sie, auch nachdem sie Christin geworden war; Philosophin wurde sie aus Neigung und aufgrund intellektueller Begabung, und auch das blieb sie, als sie schließlich ihrer Berufung folgend Ordensfrau wurde. Jüdin – Philosophin – Ordensfrau, das reicht allerdings nicht aus, um die Bedeutung Edith Steins zu umschreiben. Wäre sie als hochintelligente, vom Judentum zum christlichen Glauben übergetretene Frau schließlich als Karmelitin gestorben, dann wäre Edith Stein nicht das, was sie heute für uns ist. Der gewaltsame Tod in den Gaskammern von Auschwitz gehört wesentlich zu der Gestalt Edith Steins hinzu.

Ihre Seligsprechung – und das haben auch die Kritiker nie bestritten – hält die Erinnerung an »eine eminent sachliche Frau von großer geistiger Disziplin und religiöser Leidenschaft« (Beatrice Eichmann-Leutenegger) wach, eine Erinnerung, die nicht nur den Frauen in der Kirche viel bedeuten kann.

»Das Geheimnis der Erlösung liegt in der Erinnerung«, so steht es in der jüdischen Gedenkstätte für die Opfer des Holocaust, Yad Vashem, in Jerusalem. Erinnerung ist nicht nur eine zutiefst menschliche Grundgegebenheit, sondern auch eine Grundstruktur jüdisch-christlichen Glaubens. Das ganze Alte Testament ist eine einzige Erinnerung an die Geschichte Gottes mit den Menschen, eine Erinnerung, die nicht nur Vergangenheit beschwört, sondern die lebendige Gegenwart Gottes vermittelt und Zukunft eröffnet. »Denk daran, und vergiß es nicht ...«, so heißt es im Buch Deuteronomium, und so wird die Mahlgemeinschaft bei jedem Pessachfest von neuem angemahnt. Erinnerung ist im jüdischen Glaubensvollzug kein subjektiv-innerliches Tun des Menschen, sondern Gott ist es, der ein Gedächtnis seiner Wunder gestiftet hat und der sich an seine Verheißungen wie an seine Taten erinnern läßt.

Von dieser Grundstruktur her ist auch das Neue Testament zu verstehen. Auch hier soll ja nicht eine Erinnerung an schlechthin Vergangenes bewahrt werden, sondern in der Verkündigung des Wortes Gottes und in der

Feier des Gedächtnisses, die Jesus selbst uns aufgetragen hat, wird seine Wirklichkeit hier und heute lebendig. »Das Geheimnis der Erlösung liegt in der Erinnerung.« Edith Steins Worte, die sie in ihrer Rede über Elisabeth von Thüringen 1931 in Wien sagte, sollten auch uns wachmachen, daß wir in unserer Zeit nicht nur Jubiläen und Gedenktage feiern, sondern uns vom Wesen und Handeln der »Gefeierten« anrühren lassen:

»Warum wohl unsere Zeit eine so jubiläumsfreudige, man möchte fast lieber sagen, jubiläumssüchtige geworden ist: Vielleicht durch die drückende Last der Not, die das Verlangen erweckt, sich wieder und wieder für eine kurze Atempause der grauen, beklemmenden Gegenwartsatmosphäre zu entziehen und sich ein wenig zu erwärmen an der Sonne besserer Tage? Aber eine solche Flucht aus der Gegenwart wäre eine unfruchtbare Art, Jubiläen zu feiern, und wir dürfen wohl annehmen, daß ein tieferes und gesünderes Verlangen, wenn auch seiner selbst nicht klar bewußt, die Blicke in die Vergangenheit lenkt: ein geistarmes und nach Geist dürstendes Geschlecht wendet sich überall dahin, wo einmal Geist in Fülle strömte, um davon zu trinken. Und das ist ein heilsamer Trieb. Denn der Geist ist lebendig und stirbt nicht. Wo er einmal am Werk war, Menschenleben und Gebilde von Menschenhand zu gestalten, da hinterläßt er nicht nur tote Denkmäler, sondern führt darin ein geheimnisvolles Dasein, wie eine verborgene und wohlbehütete Glut, die hell aufflammt, leuchtet und zündet, sobald ein belebender Hauch darüber hinstreicht.«

Die Pharisäer und ihr Talmud

Offene Tagung mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Begegnung Oberschwaben e.V.

6. - 7. Februar 1987

Weingarten

159 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Franz Josef Klehr

Professor Dr. Peter Schmidt, Waldburg

Referenten:

Dr. Reinhold Mayer, Tübingen

Sr. Maria-Benedicta Ströle OSB, Kellenried

Für Christen – zumal in Deutschland – gehört zur hoffentlich nie mehr endenden Buße »nach Auschwitz, Treblinka, Theresienstadt und anderer Fanale« (Karl-Hermann Schelkle) ein hoffentlich nie mehr endendes Interesse an Israel und am Judentum. Interesse und Gespräch: das bedeutet nicht, Gegensätze aufzuheben, sondern das Andere im Anderen und darin das Eigene kennenzulernen. Es gilt also über den Abbau antisemitischer Vorurteile hinaus die Sache des Anderen mitzubedenken. Da dies ein Ziel der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit und Begegnung ist, lag es nahe, daß sich die Akademie mit der Gesellschaft für christlich-jüdische Begegnung Oberschwaben e.V. und deren Leiter, Professor Dr. Peter W. Schmidt, Waldburg, zusammentat, und das Tagungshaus Weingarten unter dem Thema »Die Pharisäer und ihr Talmud« zu einer Station des christlich-jüdischen Gesprächs machte.

Hätte es dazu einer Ermutigung bedurft, so ist sie durch keinen geringeren als Papst Johannes Paul II. ergangen, der bei seinem Besuch in der römischen Synagoge am 13. April 1986 dafür geworben hatte, »die Bindung der Kirche wieder zu entdecken, indem sich die Kirche auf ihr eigenes Geheimnis besinnt... Die jüdische Religion ist uns nicht etwas Äußerliches, sondern gehört in gewisser Weise zum Inneren unserer Religion«.

Nun begegnen uns jüdisches Lebensgefühl und jüdische Frömmigkeit nicht nur in den biblischen Schriften, son-

dem gerade im Talmud, jenem herausragenden Zeugnis für die Eigenart der pharisäischen Bewegung. Texte von beeindruckender Schönheit sind im Talmud versammelt. Allerdings ist dem Genuß der Schönheit die Fleißarbeit der Textlesung voranzustellen und das Angebot einer fachkundigen Hinführung. Denn Talmudtexte kommen aus einer uns zeitlich und räumlich weit entfernten Welt, werden daher als sperrig und fremd empfunden. Einen ersten Zugang vermag jene Talmud-Ausgabe zu eröffnen, die Reinhold Mayer in der Reihe Goldmann Klassiker 7571, München 1986, vorgelegt hat.

»Die Auswahl und Edition von Texten aus dem Babylonischen Talmud war 1962 eine nicht hoch genug zu schätzende philologische und historische Leistung, Grundlagen gegen das 'judenfreie' öffentliche Bewußtsein wurden dadurch in Westdeutschland gelegt. ... Daß die Auswahl auch jüdische Zustimmung erfahren hat, beweist die Gabe eines Christen, der Judentum von innen her verstehen und treffsicher urteilen kann« (Friedrich-Wilhelm Marquardt).

Dr. Reinhold Mayer war es denn auch, dessen fachkundiger Führung sich die Tagung anvertrauen konnte. Gerne machten sich die Tagungsteilnehmer den Vorzug der souveränen Sachkenntnis des Referenten und seiner Beweglichkeit zunutze, spontan seinen Vortrag und seine Leseproben durch Verständnis- und Problemfragen zu unterbrechen. Voraussetzung für diesen Arbeitsstil war der Besitz des Talmudtextes, der jedem Tagungsteilnehmer zur Bedingung gemacht worden war. Dieser Umstand führte zu textnahen Informationen und Diskussionen.

Die Einzelthemen umkreisten folgende Komplexe:

- Die pharisäische Bewegung im Judentum (Richtungen und Schulen: Hillel Schammai und andere; Abgrenzungen nach außen: Sadduzäer und Essener)
- Hinführung zum Talmud (Verfasser und Anliegen, Inhalt und Aufbau, Formen und Methoden)
- Gott und die Menschen (Frömmigkeit und Gottesdienstleben im Land und in der Diaspora)
- Von Mensch zu Mensch (talmudische Ethik)
- Die Messiasfrage
Dabei ließen sich grundlegende und hochaktuelle Einsichten gewinnen:
- Anregend für die Ekklesiologie könnte das jüdische



Johannes Klein: Der weise Rabbe (1964)

Bild der Einheit in der Vielfalt sich bestreitender Parteien sein.

- Im Bild Jesu (wie auch im Bild des Apostels Paulus!) dürfen die Züge des apokalyptischen Sehers nicht fehlen. Jesu Diskussionen mit den Pharisäern zeigen nicht nur Gegnerschaft, sondern auch Kritik »aus Liebe und Zugehörigkeit«.

Hier füllte die Tagung ein Raster auf, das durch den offiziellen Text »Juden und Christen« der Vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Juden-

tum im Sekretariat für die Einheit der Christen im Mai 1985 vorgegeben worden war. Über die jüdischen Wurzeln des Christentums heißt es dort: »Jesus war Jude und ist es immer geblieben.«

Kaum weniger wichtig sind die weiteren Schwerpunkte der Tagung: Politisch-gesellschaftliches Anliegen des Talmud ist der Überlebenswille eines Volkes, das sich – ohne Tempel – in weiser Ordnung unter kritischem Verstand eine neue Grundlage schaffen mußte. Sein Denkstil ist nicht logisch, sondern assoziativ-dialogisch. Widersprüche werden weder harmonisiert noch verketzert. Der hebräische Homo ludens, der spielerisch lebende, lebendig spielende Jude bewahrt sich eine schwebende Offenheit des Sprechens und geht nicht den Weg vom Lehrhaus zum Gericht. Anthropologisch ist von Bedeutung, daß er als einzelner geschätzt wird, als sein eigenes Original gilt und »eine Welt wert ist«. Das Kind und der Arme sind Ernstfall dafür, daß der Andere anders sein darf.

Waren auch diese anthropologischen Einsichten hochbedeutsam, so interessierten doch vor allem die Folgerungen, die für das Gottesbild gezogen werden konnten – die Entstehung des Bösen wird als Geheimnis in Gott verlegt und nicht dem Menschen angelastet! – und die theologische Stellungnahme zur Messiasfrage, die Schwester Maria-Benedicta Ströle OSB, Kellenried, in Ergänzung der Darstellung Reinhold Mayers auf folgende Grundausagen aufbaute:

Auf die Messiasfrage des Johannes (Mt 11) antwortet Jesus nicht mit einer Wesens-, sondern mit einer Tatausage. Auch wenn umstritten bleibt, ob sich Jesus als Messias bezeichnet hat, steht doch fest, daß die Kirche ihn sofort nach Pfingsten als den Auferstandenen und Christus bekannt hat. Dieses Christusbekenntnis wurde praktisch in den Heiligen, die von Jesus fasziniert, aus der Fülle seines Menschseins und um seiner Liebe willen leben konnten: Geheimnis des Heiligen Geistes, der den Christen zur Nachfolge und zum Bekenntnis Christi treibt, wie er den Juden zur Erfüllung seines Menschseins ruft. Wenn der Christ über den Wunderrabbi hinaus Jesus als Gottes Sohn glaubt, bekennt er ihn nicht als Besitzer magischer Kräfte, sondern als Träger der Schöpferkraft Gottes. Schöpfung und Geschichte gestaltend, sie von Grund auf heilend, sagt er: *»Sei befreit von deinen Zwängen!«*, in der Sprache des Evangeliums: *Sündige nicht mehr!»*

Als Beitrag, den die Christen ins christlich-jüdische Gespräch einbringen können, bezeichnete Sr. M. Benedicta jenen Dienst, den die Christen den Juden tun dürfen: hinzuweisen auf einen Weg zur Gottesgemeinschaft, der ohne Umweg über das Judentum möglich ist. Wenige Juden (Lapide, Buber) gestehen dies zu, viele andere noch nicht, was wegen der hinter uns liegenden Schuldgeschichte nur zu verständlich ist.

»Jesus war voll und ganz ein Mensch seiner Zeit und seines jüdisch-palästinensischen Milieus des 1. Jahrhunderts, dessen Ängste und Hoffnungen er teilte. Damit wird die Wirklichkeit der Menschwerdung wie auch der eigentliche Sinn der Heilsgeschichte nur noch unterstrichen, wie er uns in der Bibel offenbart worden ist.

Er predigte den Respekt vor dem Gesetz und forderte dazu auf, demselben zu gehorchen.

Es muß auch bemerkt werden, daß Jesus oft in den Synagogen und im Tempel, den er häufig besuchte, gelehrt hat. Das taten auch seine Jünger, sogar nach der Auferstehung. Er hat seine messianische Verkündigung in den Rahmen des Synagogen-Gottesdienstes einordnen wollen (vgl. Lk 4,16-21). Vor allem aber hat er die höchste Tat der Selbsthingabe im Rahmen der häuslichen Pesachliturgie, oder wenigstens des Pesachfestes, vollbringen wollen. Seine Beziehungen zu den Pharisäern waren nicht völlig und nicht immer polemischer Art. Jesus teilt mit der Mehrheit der damaligen palästinensischen Juden pharisäische Glaubenslehren: die leibliche Auferstehung; die Frömmigkeitsformen Wohltätigkeit, Gebet, Fasten sowie die liturgische Gewohnheit, sich an Gott als Vater zu wenden; den Vorrang des Gebots der Gottes- und der Nächstenliebe. Dasselbe trifft auch für Paulus zu, der seine Zugehörigkeit zu den Pharisäern immer als Ehrentitel betrachtet hat.»

Juden und Christen. Dokument der Vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum im Sekretariat für die Einheit der Christen, Mai 1985.



Walter Habdank: Abraham (Ausschnitt)

Mystik und Politik

Entwürfe christlicher Existenz

Tagung in Zusammenarbeit mit dem Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ)
13. - 15. November
Stuttgart-Hohenheim
78 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dieter R. Bauer
in Zusammenarbeit mit Dr. Gebhard Fürst / Paul Magino /
Gabriele Maier-Güttler

»Je mystischer Christen sind, desto politischer werden sie sein.« – Dieses Wort wurde auf der Rottenburger Diözesansynode 1985/86 zum umstrittenen Reizwort, letztlich aber zur begeisterten »Faszinationsformel«.
»Mystisch«: das verweist hier auf den Gläubigen, der

etwas von Gott erfahren hat, der Christus begegnet ist und der sich gerade deshalb neu und entschieden »politisch« verstehen lernt. Christliche Spiritualität muß sich immer in der Welt bewähren, in der Verantwortung für den Nächsten, für die Geschichte hier und jetzt. Der Mystiker nimmt teil an der Leidenschaft Gottes für die Menschen und kommt so zum »politischen« Engagement, zum Einsatz für eine gerechtere Welt. Der besondere Akzent der Veranstaltung lag darin, die Aussage der Synode am (historischen wie aktuellen) Beispiel zu überprüfen und damit auch – selbstverständlich eingebunden in die jeweiligen gesellschaftlichen Bedingtheiten – Möglichkeiten der Verwirklichung exemplarisch vor Augen zu stellen. Von heutiger Betroffenheit her motiviert, zielte die Auseinandersetzung mit »Entwürfen christlicher Existenz« auf das Gelingen des jeweils eigenen Lebens in unserer Gegenwart.

Referate:

Gotteserfahrung und gesellschaftliches Handeln
Biblische Konkretionen
Dr. Jürgen Kegler, Heidelberg

Christlicher Glaube und politische Verantwortung
Professor Dr. Volker Eid, Bamberg

Entwürfe christlicher Existenz
(10 Gesprächsforen)

Bernhard von Clairvaux
Professor Dr. Ulrich Köpf, Tübingen

Margaretha Ebner
Marie-Luise Ehrenscheidtner, Tübingen

Caterina von Siena
Jörg Jungmayr, Berlin

Nikolaus von der Flüe
Anselm Keel OFM Cap, Spiez

Thomas Münzer
Dozent Dr. Otto Langer, Bielefeld

Martin Luther
Hans Albrecht Beutel, Tübingen

Dietrich Bonhoeffer
Professor Dr. Ernst Feil, München

Thomas Merton
Bernardin Schellenberger OCSO, Donzdorf

Teilhard de Chardin
Richard Brüchsel SJ, Basel

Martin Luther King
Professor Dr. Gerd Presler, Karlsruhe

*Mein Menschsein:
Räume des Verweilens – Felder des Wirkens*
Dozent Dr. Josef Sudbrack SJ, München

Nachfolgend ein Pressebericht von Odilo Metzler, Diözesanleiter des BDKJ:

Zwei abgeschlagene Hände aus Holz sind auf dem Lichtbild zu sehen. Der Sprecher erläutert dazu: »Übriggeblieben vom ersten Christusbild auf dem Baugelände. Der Körper wurde trotz Polizeibewachung gestohlen. Die Hände wurden an einem Baum am Franziskusmarterl angebracht. Sie sind Auftrag für uns, uns einzumischen gegen die Zerstörung der Natur und Hand anzulegen für den Erhalt der Schöpfung.«

Dieses Zeugnis stammt von der Katholischen Jungen Gemeinde (KJG), aus der 1987 über 200 junge Mitglieder nach Wackersdorf in die Oberpfalz gefahren sind, um sich ein eigenes Bild von der dortigen atomaren Wiederaufbereitungsanlage zu machen. Es stand am Beginn einer Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart und des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) in Stuttgart-Hohenheim, deren Thema »Mystik und Politik« war. Die Formel »Mystik und Politik« stammt von der Rottenburger Diözesansynode und bedeutet: Gottesverwurzelung und Einsatz für die Welt.

Die Verwurzelung in Gott komme aus der Erfahrung der Liebe Gottes und beruhe auf einer freien Entscheidung des Menschen, sagte der Moraltheologe Volker Eid aus Bamberg bei der Tagung. Sie dränge zum Handeln: zum Aufdecken von Ungerechtigkeiten und Leidensursachen, zum Widerspruch

und gewaltlosen Widerstand gegen Lebensbedrohungen wie die Atomrüstung und zur Parteilichkeit für die Armen.

»Menschen brauchen einen Standpunkt, eine Überzeugung, von der sie leben können; sonst wird ihr Handeln kraftlos«, sagte Eid. Der vorrangige Ort, an dem der Glaube gelebt und ausgelegt werde, sei die Gemeinde und nicht das kirchliche Lehramt. Deshalb müßten ihre Fähigkeiten und ihre Bedeutung verstärkt werden. Dazu gehöre, so der Theologe, die Fähigkeit zur Kritik, neue Möglichkeiten zu denken, sich einzufühlen, solidarisch und parteilich zu sein, sowie die Fähigkeit zu Konflikt und Widerstand.

Wie Christen in der Geschichte mit der Spannung von Mystik und Politik umgegangen sind, machten verschiedene Referenten bei der Tagung deutlich.

Die heilige Caterina von Siena brachte sich im 14. Jahrhundert in Lebensgefahr, als sie sich für die Aussöhnung der verfeindeten italienischen Stadtstaaten und für die Reform des Papsttums an Haupt und Gliedern einsetzte. Nach Auffassung des Berliner Literaturwissenschaftlers Jörg Jungmayr schöpfte sie aus einer starken Gottesverbundenheit und -erfahrung die Kraft und Klarheit für diesen ungewöhnlichen Auftrag, bei dem sie selbst keinen Erfolg erlebte.

Der amerikanische Mönch Thomas Merton zog sich nach einem radikalen Bruch mit seinem früheren Leben als unruhiger und heimatloser Weltenbummler in ein streng beschauliches Trappistenkloster zurück. Aus dieser Stille ist er zum prophetischen Mahner geworden, erläuterte sein Ordensbruder P. Bernardin Schellenberger aus Donzdorf. Die Katastrophen unserer Zeit wie Auschwitz, Hiroshima und Vietnam haben nach der Überzeugung von Merton ihre Ursache darin, daß die Menschen von der ewigen Wahrheit, von Gott, entfremdet sind. Deshalb müßten die Menschen in ihrer Würde, in ihrem Selbststand und ihrer Aufnahmefähigkeit für Gott wiederhergestellt werden. Sonst könnten sie den Zustand der Welt, der geisteskrank sei und in einen neuen Krieg führe, nicht überwinden. Dies sei die größte Aufgabe der Christen unserer Zeit. Ihre wirksamsten Waffen seien Gebet und Opfer, eine Haltung der Gewaltlosigkeit und Entschiedenheit, die sich nicht vom Erfolg abhängig mache. Merton wurde in der Abgeschiedenheit des Klosters durch zahlreiche Schriften zu einem wichtigen Anreger der katholischen Friedensbewegung in den USA.

In der abschließenden Diskussion wurde die Gefahr angesprochen, daß die Verbindung von Mystik und Politik heute aufgelöst werde in eine weltabgewandte Innerlichkeit, die sich nur um das Private kümmere. Beispiel dafür sei auch die New-Age-Bewegung.

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: Hohenheimer Protokolle, Mystik und Politik (ab Herbst 1988).

New Age

Unterscheidungen zu Mythos, Mystik, Religion

Offene Tagung
12. - 13. September 1987
Weingarten
131 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Privatdozent Dr. Dr. Hans Peter Balmer, Augsburg
P. Dr. Josef Sudbrack SJ, Innsbruck

»Alte Gefahren, neue Zeit?« – so fragt Andreas Schüler in der Zeitschrift Universitas (10/87) nach der Prophetie des New Age.

»Die ständigen Beschwörungen der Krise, das Gefühl, einer Finalität entgegenzutaumeln, die im Namen des nackten Überlebens unbedingt aufgehoben werden muß, gnostischer Trinitätsgedanke und intuitive Geschichtsschau erzeugen Wechselbäder totaler Entfremdungserfahrung und Identitätsstiftung, die im Politischen zur Gefahr werden könnten. Vorerst scheint diese Gefahr freilich gering, da das New Age sich eher an der seit den 60er Jahren virulenten anarchistischen Lehre orientiert und gänzlich auf den Führergedanken verzichtet. Immerhin enthält es zwei Elemente, die zur Grundausstattung einer Ideologie gehören und die auch nicht aufgegeben werden: der Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und die identitäts- und sinnstiftende Gefühlsmacht des Glaubens an eine ideale Gesellschaft. . . Der Rekurs auf das rational nicht Faßbare, die Vergewisserung im Mythos bleiben ambivalent, weil sie einerseits auf Verwirklichung dringen, sich andererseits aber kaum zu einer Theorie des Handelns eignen. Wissenschaft kann helfen, allgemein unerwünschte Folgen des Fortschritts zu bannen, nicht aber Mystik. Insofern ist der Rückfall des New Age hinter die Aufklärung mit Folgen verbunden, die tendenziell totalitär sind.«



Pablo Picasso: Musizierender Faun

Daß der Versuch des New Age, Religion, Mythos und Mystik zu beerben, eine Herausforderung für die Christen darstellt, liegt auf der Hand. Mit Unterscheidungen zu Mythos, Mystik und Religion versuchte die Akademie-tagung in der Auseinandersetzung mit New Age ein erstes Arbeitsziel zu erreichen, das ihr Hans Peter Balmer mit den folgenden Sätzen gesteckt hat: *»Tiefe Zweifel an einer Zeit, der die Wissenschaft alles ist, bestärken zusehends die Neigung, sich von der Vernunft abzuwenden. In dieser Situation nehmen viele Zuflucht bei dem, was man auf einmal als das ausgeschlossene Andere der Vernunft wieder entdeckt. Die Namen und Geschichten des Mythos und die radikalen Erfahrungen der Mystik gewinnen neue Bedeutung. Als Hochausprägungen see-*

lisch-geistiger Kultur mit reichster Tradition können sie eine Selbstaufklärung der Vernunft anleiten. Daß dies geschieht, ist von größter Tragweite: Statt sich zu verhärteten oder sich aufzugeben, erweitert sich die Vernunft. Hält sie so sich offen für die Begegnung mit dem Wirklichen in seiner ganzen unabsehbaren Breite und Tiefe, so ist sie eine wahrhaft menschliche und also zugleich religiöse Vernunft.»

Hans Peter Balmer übernahm es selbst, auf die Herausforderung einzugehen, die der Vernunft durch die Wiederentdeckung der Mythen zu schaffen macht. Er bedachte philosophisch die in der Wahrheitsfrage, also in der Frage nach Wahrnehmung und Bewältigung der Wirklichkeit, konkurrierenden Instanzen. Er plädierte für das Recht der aufgeklärten, exakten Wissenschaften, auch wenn diese augenblicklich infolge der zerstörerischen Vorherrschaft der mathematisch-technischen Ratio in Mißkredit geraten sind. Er hob von diesem berechtigten Weg zur Wirklichkeit jene anderen, nicht minder legitimen Wege ab, die in den Gegenbildern der mythischen Zeichen ein Rätselhaft-Bedeutungsvolles, in der Mystik das Nicht-Bild und den Nicht-Begriff und in der Religion das Ganz-Andere und zuletzt Nicht-Andere meinen. Dieser philosophischen Unterscheidungsarbeit stellte er den hörend-sehenden Umgang mit dem Orpheus-Mythos, jenem Mythos der Mystik schlechthin, gegenüber.

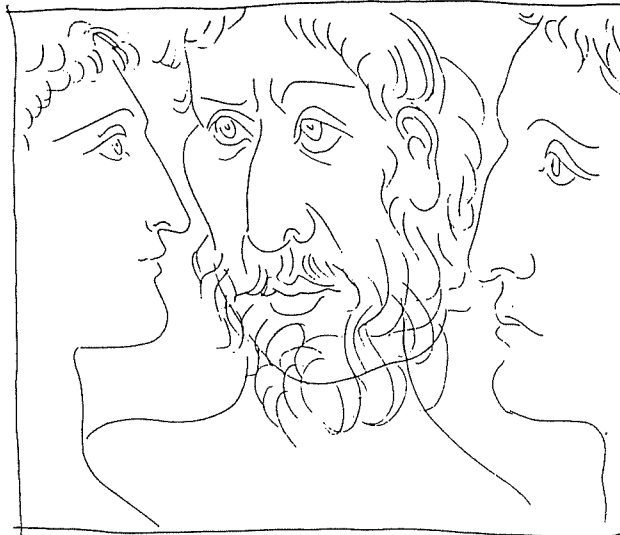
Der Innsbrucker Jesuit und Professor für Systematische und Geistliche Theologie Josef Sudbrack gliederte seine Auseinandersetzung mit der Neuen Religiosität, die sich in New Age meldet, in einen umfassenden Überblick über diese Bewegung, eine christliche Antwort aus der Tradition und eine christliche Antwort, wie sie heute gelebt werden kann. Im Rahmen des informierenden Überblicks charakterisierte der exemplarische Systematiker des New Age: Wirklichkeitsdeutungen wie in Joachim-Ernst Behrendts musikalischem, Fritjof Capras physikalischem, Stalislav Grofs psychogenetischem, Hubertus Mynareks ökologischem und Ken Wilberts »scholastischem« Einheitsmodell.

Der Rückgriff auf Meister Eckhard und Teilhard de Chardin, jene Sprecher christlich-mystischer Einheitserfahrung, bereitete heute mögliche Antworten auf die Herausforderung durch New Age vor: Gerade der Mensch,

der Gott gegenübersteht, darf hoffen, in dieser Ich-Du-Spannung seine Identität zu finden. Der Christ darf sich der Erfahrung seiner Sinne öffnen, wobei ihm diese Öffnung andererseits die Ratio und den Glauben nicht verschließen müssen. Schließlich gilt es, so Sudbrack, das Dogma in der heutigen Lebenswelt zu verlebendigen, insbesondere die Lehre von der Freiheit des einzelnen Menschen, der im Ich-Du-Verhältnis zum personalen Gott steht, und eine Lehre vom Heiligen Geist, die bei aller Unterscheidung der Geister den Vertretern einer Neuen Religiosität nicht von vornherein abspricht, daß sie »im Geist« Jesus als den Christus bekennen.



Foto: Poss



Pablo Picasso: Die Metamorphosen des Ovid, 1931

Sokrates

Gewissen und Gewissensbildung

Offene Tagung
Weingarten
14. - 15. November 1987
114 Teilnehmer

Stuttgart-Hohenheim
28. - 29. November 1987
127 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Professor Dr. Günther Bien, Stuttgart
Professor Dr. Franz Böckle, Bonn

Ein-Mann-Theater ANDERE BÜHNE – Die Stimme
Alfred Peter Wolf, Schwäbisch Gmünd

Schwäbische Zeitung vom 1. Dezember 1987:

»Allgemeine sittliche Urteile müssen sich gerade im Konflikt bewähren«

Eine Tagung über Sokrates und die Aufgabe des Gewissens
Böckle: Statt rationaler Argumente will man heute nur Bekenntnisse

Das Jahr 399 vor Christus, in dem Sokrates wegen »Einführung neuer Götter und Verführung der Jugend« von einem Athener Bürgergericht zum Tode durch den Giftbecher verurteilt wurde, ist ein europäisches Datum. Etwas Ungeheuerliches und leider immer wieder Vergessenes geschah: Einer hat sich von der Wahrheit beim Wort nehmen lassen und ist ihr bis in den Tod treu geblieben. Abgesehen davon, daß Sokrates durch sein ständiges Fragen nach scheinbar selbstverständlichen Dingen ohnehin ein unangenehmer Zeitgenosse war, tat er etwas, was der Bürger aller Zeiten aus tiefster Seele verabscheut: er blamierte öffentlich Leute, indem er ihre so toll klingenden Behauptungen vor einer einfachen, aber wesentlichen Frage zusammenbrechen ließ. Das konnte man Sokrates nicht verzeihen. »Solange sich Menschen um ein menschenwürdiges Dasein bemühen«, betont Günther Bien, Professor für Philosophie an der Universität Stuttgart, anlässlich der Sokrates-Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, »wird man des Sokrates gedenken«.

Durch die Berufung auf sein »Daimonion«, die »innere Stimme«, wurde der Denker Sokrates zum Begründer der Ethik, zum »maßgebenden Menschen« (Karl Jaspers), der aus Interesse am Menschen die Gewissens-Frage in die praktische Philosophie eingeführt hat. Da ihn sein Gewissen in Konflikt mit den Gesetzen des Staates brachte, wird der Rückblick auf ihn sehr bald zum Ausblick auf die Situation des Gewissens heute. Heute – das bedeutet: Tausendfältiges Unrecht bringt wieder zu Tausenden Sokrates hervor, also zu Tausenden Träger eines Gewissens. Sie gehen für eine ethische oder religiöse Überzeugung lieber in den Tod, als daß sie gegen die Stimme ihres Gewissens handelten. »Weil die damaligen Mißstände die heutigen sind und weil die Maßstäbe des Sokrates noch immer die heutigen sind«, gelingt es Alfred Peter Wolf, Schwäbisch Gmünd, Sokrates im Spiel seines Ein-Mann-Theaters zu aktualisieren. In den vierzehn Bildern seiner »Sokrates-Suche«, besonders in einer unter die Haut gehenden Rezitation der »Apologie«, der Verteidigungsrede des Sokrates vor Gericht, kommt es zu einer wahren Gewissensforschung im Angesicht des Sokrates – so geschehen vor vollen Sälen der Akademie in den Tagungshäusern Weingarten und Stuttgart-Hohenheim.

Woher kommt dieses erstaunliche Interesse an Sokrates, an Fragen des Gewissens, der Ethik und der Moral? »Wo immer man mit der Berufung auf das Machbare allein nicht weiterkommt, ruft man nach ethischer Stellungnahme. Die kirchliche Morallehre und ihre Verkündigung nehmen an diesem allgemeinen Erwartungsdruck teil. Man erwartet von der Kirche ein Wort zur atomaren Abschreckung, zur Gefährdung der Umwelt, zum Bevölkerungswachstum in der Dritten Welt oder zu den Problemen am Beginn und am Ende des menschlichen Lebens, wie sie sich der von moderner Technik beherrschten Medizin stellen. Die Komplexität all dieser Fragen müßte es als selbstverständlich erkennen lassen, daß sie mit einfachen Geboten oder Verboten nicht zu lösen sind«, meint dazu der Bonner Moralthologe Professor Franz Böckle. Eine gleiche Hochkonjunktur ethischer Fragen registriert die Moralphilosophie, die Ethik als Teilgebiet der praktischen Philosophie. Nun weiß zwar die philosophische Ethik nur allzu gut, daß sich Wertfragen weder empirisch-analytisch noch logisch-mathematisch beantworten lassen. Sie ist aber darum nicht weniger wissenschaftlich präzise und methodisch genau, wenn sie wie Bien quer durch die Philosophiegeschichte hindurch den Theorien und Aussagen über das Phänomen Gewissen nachgeht. Sie kann dabei Gewissen als letzte Instanz aller Instanzen, als inneren Gerichtshof im Menschen aufweisen und in Schutz nehmen vor positivistischen Engführungen, als bestehe es nur in der Angst vor der Meinung der anderen oder als sei es lediglich die »Stimme der Großmutter« (Sigmund Freud). Bien zeigt auf, daß das Gewissen erst dann wahrgenommen und thematisiert wird, wenn sich ein Mensch im Konflikt mit anderen Meinungen befindet oder wenn er mit seiner Überzeugung an Widerständen scheitert. Dann kommt seine Fähigkeit zum Vorschein, des unbedingten Anspruchs inne zu werden: »Tue das Gute, lasse das Böse!« und diesem Anspruch in situationsbezogenen, verantwortlichen Entscheidungen zu genügen. Bien weiß natürlich und kann es in kenntnisreichem Überblick über die philosophische Tradition darstellen, daß das Grundphänomen Gewissen von Sokrates über Thomas von Aquin, Kant, Hegel, Heidegger bis hin zu Freud sehr widersprüchlich interpretiert worden ist. Aber gerade seine Art des Umgangs mit diesen Widersprüchen bei den Denkern des Gewissens gerät ihm zur beispielhaften Demonstration eines Dialogs, nämlich eines Dialogs mit Trägern des Gewissens, die diese Denker – ganz abgesehen vom relativen Recht ihrer Teilaspekte zur Sache – ja auch waren. Tagungsleiter Franz Josef Klehr betonte denn auch, daß diese Art philosophischer Dialog »zwar nicht unmittelbar Gewissensbildung sei, ihr aber diene als Schulung im Aufmerken auf die eigene Gewissensstimme und auf die Stimmen der Gewissen Andersdenkender«.

Wie steht es aber dann mit der Frage nach dem letzten Grund der Sittlichkeit? Wie verhalten sich Normen und Gewissen



Alfred Peter Wolf beim „Lied von der Aufmerksamkeit der Welt“

zueinander? Wie begegnen religiös gebundene Menschen in ihren sittlichen Entscheidungen Gott? Der Moralthologe Böckle verschärft diese Fragen: »Warum sollen wir überhaupt? Was oder wer verpflichtet uns, in freier Entscheidung so und nicht anders zu handeln? Ist es Sitte oder Tradition? Sind es göttliche Gebote? Verpflichten uns objektive Güter und Werte?« Als Theologe darf er sich schließlich nicht um das Problem drücken, wie Menschen in ihren sittlichen Entscheidungen Gott begegnen, wie sie vor ihm verantwortlich sind. Böckles Analyse des Gewissens macht deutlich, daß es »nicht die Richtigkeit des sittlichen Urteils ist, die den letzten Grund der Verpflichtung bildet. Auch der im Urteil unüberwindlich Irrende bleibt seinem Gewissensanspruch verpflichtet. Sittliche Pflicht hat ganz offensichtlich tiefere Wurzeln im Subjekt. Sie wurzelt im Beanspruchtheit des Menschen selbst, im Gefragtsein nach seiner Identität. In der Freiheit ist der Mensch sich selbst zur Aufgabe gestellt; sie erfüllt sich nicht in einer Wahl zwischen Objekten, sondern als Selbstvollzug des gegenständlich wählenden Menschen. Der Mensch als Ganzer ist beansprucht, in Freiheit über sich selbst zu verfügen. Nicht Gesetze und Normen sind es daher, durch die wir Gott in erster Linie begegnen, es ist vielmehr der unbedingte Anspruch, den die Freiheit selbst birgt.«

Heutige Menschen, die in ihrem Gewissen eine solche Erfahrung des unbedingten Beanspruchtheits machen, fühlen sich häufig strapaziert, ja überfordert. Ludwig Kerstiens, Professor für Pädagogik an der PH Weingarten und mit seinem gerade erschienenen Buch »Das Gewissen wecken. Gewissen und Wissensbildung im Ausgang des 20. Jahrhunderts« Anreger der erwähnten Akademietagungen, beschreibt die Vereinsamung des einzelnen Gewissensträgers in der modernen Gesellschaft: »Wir leben in einer pluralistischen Welt. Die verschiedensten moralischen Überzeugungen werden nicht nur theoretisch vertreten, sondern bestimmen das tägliche Leben der Menschen. Die Lebensform des anderen ist eine denkbare Alternative für jeden einzelnen. Schon das Kleinkind weist darauf hin, daß das Nachbarkind 'das auch darf'. Der Heranwachsende geht seine eigenen Wege, die der Kamerad aus der gleichaltrigen Gruppe ihm weist. Wir leben zwischen den unterschiedlichen Moralitäten; die Geltung und Gültigkeit jeder einzelnen ist in Frage gestellt. Wichtiger aber ist noch: Der einzelne Mensch fühlt sich häufig nicht mehr betroffen. Man verstößt gegen gültige Gesetze, indem man schwarz arbeitet oder Steuern hinterzieht, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Kirchliche Gebote erscheinen unverbindlich; manche Lebensbereiche wie die Sexualität schirmt man gegen alle Maßgaben ab. Das private Eigentum ist denen, die Häuser besetzen oder Wände besprühen, nicht mehr schutzwürdig, das öffentliche Eigentum schon gar nicht, wie die Berichte über den Vandalismus in öffentlichen Schulen zeigen. Selbst das Leben, das man als das oberste der

irdischen Güter bezeichnet, wird für viele nicht mehr zur Gewissensfrage: Man schützt zwar Bäume und Kröten, aber die Abtreibung möchte man immer weiter liberalisieren und hält sie bereits für einen Rechtsanspruch.«

Dem Moralthologen Böckle, der auch als Seelsorger Verantwortung verspürt, macht es sichtlich zu schaffen, daß man von ihm in der pluralistischen Situation der Gesellschaft statt seines Appells an die Freiheit und Autonomie des Gewissens die Einschärfung von Normen erwartet. Es belastet ihn, daß man von ihm statt rationaler Argumentation und subtiler Unterscheidungen ein Bekenntnis im Namen des Evangeliums hören möchte. »Aber da zeigen sich auch die Grenzen. Mit einem noch so kompromißlosen Bekenntnis gegen jede Form der Rassendiskriminierung löst (der Moralthologe) die Konflikte nicht, die ein Bischof in Südafrika vor Ort in einer Interessenabwägung zu bewältigen hat. Ebenso hebt der konsequente Einsatz für das ungeborene Leben die Spannung nicht auf, in die ein Arzt in einem Konfliktfall geraten kann. Und ein noch so treues Bekenntnis zur Ehelehre der Kirche kann schwere Gewissenskonflikte auch bei den Gutwilligsten nicht aus der Welt schaffen. Noch offensichtlicher gilt dies bei den komplexen Entscheidungen der Politiker.

Auch für solche Situationen ist der Moralthologe zu einer begründeten Stellungnahme gefordert. Hierbei kommt er um eine Analyse der Sachlage und eine Abwägung der in Frage stehenden Güter und Werte nicht herum. Da sind Differenzierungen notwendig, da wird viel argumentative Geduld verlangt. Verallgemeinerungsfähige sittliche Urteile haben sich gerade auch im Konflikt zu bewähren.«

Ein gläubiger Christ mag zwar die Unbedingtheit der Inanspruchnahme seines Gewissens auf Gott zurückführen. Aber weder in dieser Unbedingtheit noch in der erforderlichen »argumentativen Geduld« bei Sachfragen hat er seinem religiös ungebundenen Gesprächspartner etwas voraus. Beide bleiben in gewissenhafter Sachanalyse Schüler des Sokrates und unter der Unbedingtheit des Gewissensanspruchs seine Brüder.

Edeltraud Fürst

John Henry Newman

Die Bedeutung des Laien in der Kirche

Offene Tagung
Stuttgart-Hohenheim
3. - 4. Oktober 1987
55 Teilnehmer

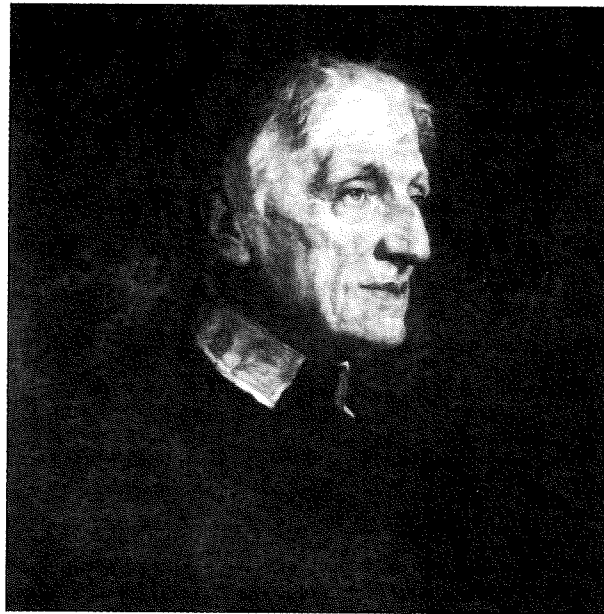
Tagungsleitung:
Akademiedirektor Dr. Gebhard Fürst

Referenten:
Professor Dr. Günter Biemer, Freiburg
Professor Dr. Gottfried Leder, Hildesheim

Die Frage nach der Bedeutung des Laien in der Kirche ist und bleibt immer aktuell. Von der im Oktober 1987 in Rom veranstalteten Weltbischofssynode wurde sie wieder ins Zentrum des Interesses gerückt. Sie zielt auf nichts anderes als auf die Würde, die Berufung und den Auftrag eines jeden getauften Christen. In Gemeinschaft mit allen, die in der Kirche ein Amt ausüben, bilden die Laien das 'Volk Gottes', zu dem alle Christen in gleicher Weise gehören. Die Laien bilden die Basis der Kirche. Mit ihrem Engagement, mit ihrer Sachkenntnis und Bildung – auch in Sachen der Religion! – mit ihrer »welthafter Frömmigkeit« und Überzeugungskraft, in einem Wort: mit ihrem authentischen Zeugnis von einem Glauben, der sich in der gegenwärtigen Welt und Gesellschaft verwirklicht, steht und fällt die Lebendigkeit und Glaubwürdigkeit der Kirche.

Einer der ersten, der dies in der neueren Kirchengeschichte klar erkannt und präzise formuliert hat, ist John Henry Newman. Obwohl er als »Augustinus der Gegenwart« und als »modernster, unerschrockenster und nobelster Geist der gegenwärtigen Christenheit« (J. Pieper) gilt, ist er selbst in der katholischen Kirche zu wenig bekannt und noch weniger rezipiert.

Um sich seiner Gedanken in einer Theologie des Laientums erneut zu erinnern, sie zu vergegenwärtigen und bekannt zu machen, veranstaltete die Akademie diese Tagung, zu der einer der bekanntesten Newmanforscher gewonnen werden konnte. Professor Günther Biemer,



Inhaber des Lehrstuhls für Pädagogik und Katechetik an der Katholischen Fakultät der Universität Freiburg, ließ die Teilnehmer der Tagung in faszinierender Weise an seinen aus intensiven Newman-Studien herausgewachsenen reichen Kenntnissen teilhaben.

Die Bedeutung des Laien in der Kirche liegt nach Newmans Überzeugung in der Chance einer »Glaubensvermittlung aus eigener Lebenserfahrung«.

Newman will darauf hinwirken, daß die Kirche als ganze von der Glaubenserfahrung des Volkes Gottes, der Menschen, die den Glauben wirklich leben, immer wieder neu lernen kann.

Im Jahre 1859 veröffentlichte er seine Untersuchung »Über das Zeugnis der Laien in Fragen der Glaubenslehre«. Aber die Hochschätzung der Laien prägt Newmans Denken von Anfang an. Seine Beschäftigung mit den Arianern läßt ihn bereits 1833 die Bedeutung der »normalen Christen« für die Tradierung des Glaubens entdecken. Denn in den arianischen Streitigkeiten war das gläubige Volk Vorkämpfer der Orthodoxie. Deshalb schreibt Newman den erstaunlichen Satz: »Die Ohren des Volkes sind heiliger als die Herzen der Priester«. Nicht

I

?

ten
an-
ene
der
iale
reich
uch
Das
ek-
ind
er-
en-
die
un-
gen
die
lge
gen
che
en«

Wie steht es um das katholisch-evangelische Verhältnis?

Akademie-Gespräch über die Lehrverurteilungen nach der ökumenischen Untersuchung/ Von Karl Alfred Odin

Frankfurt, 20. Februar. Aufschluß über den Stand des Verhältnisses der katholischen zur evangelischen Kirche wird von einer Tagung der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart erwartet. Am Montag wird in Stuttgart-Hohenheim die Bedeutung der Lehrverurteilungen (Verwerfungen, damnatus sit, Anathema) des Jahrhunderts der Reformation für die Christen und Kirchen erörtert. In den Aussprachen wird zu erkennen sein, wie in einer der Diözesen besonders von den Geistlichen das Ergebnis der jüngsten gemeinsamen dogmatischen Untersuchungen über diese Verurteilungen gewertet wird. Das beiden Kirchen als Resultat dieser Untersuchungen vorgelegte Gutachten besagt, daß die alten Verurteilungen die heutigen Kirchen nicht mehr treffen. Bei der Tagung in Stuttgart werden die Einführungsreferate von drei Professoren gehalten, die bei den Untersuchungen mitwirkten, der Katholik Otto Pesch und die Protestanten Hauschild und Wenz, dazu der Tübinger katholische Dozent Walter, Assistent des ebenfalls damals beteiligten Professors Kasper.

Ein einmütiges Gutachten

Beim Besuch Papst Johannes Pauls II. im November 1980 in Deutschland war in Mainz auf Vorschlag des damaligen Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Bischof Lohse, die Bildung einer Gemeinsamen Ökumenischen Kommission beschlossen worden. Sie sollte unter anderem prüfen, ob die gegenseitigen Verurteilungen des 16. Jahrhunderts für die evangelischen und katholischen Christen auch in der Gegenwart noch gelten. Vier Jahre lang beschäftigte sich mit dieser Frage der Jaeger-Stählin-Kreis, der 1956 entstandene Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen. Sein fast einmütig beschlossenes Gutachten ist im Oktober 1986 vom Mainzer Bischof Lehmann und dem Münchner Theologieprofessor Pannenberg als Buch unter dem Titel veröffentlicht worden: »Lehrverurteilungen – kirchentrennend? Rechtfertigung, Sakrament und Amt im Zeitalter der Reformation und heute«. Zusammengefaßt heißt das Ergebnis, daß viele alte Gegensätze der Konfessionen überholt sind, manches zu klären bleibt, daß aber jedenfalls die alten Urteile gegeneinander heute nicht wiederholt werden können. Das Resultat lag im wesentlichen schon ein Jahr früher vor. Es ist von der Synode und vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland und von der katholischen Deutschen Bischofskonferenz mit Anerkennung entgegengenommen worden. Inzwischen wird es in beiden Kirchen in langwierigen Verfahren geprüft.

Die Bitte der Gemeinsamen Ökumenischen Kommission an die Deutsche Bischofskonferenz und den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland heißt, nach Prüfung des Gutachtens »konkrete Folgerungen« für »die Urteile der Kirche übereinander zu ziehen«. Die Leitungen beider Kirchen sollen verbindlich aussprechen, »daß die Verwerfungen des 16. Jahrhunderts den heutigen Partner nicht treffen, insofern seine Lehre nicht von dem Irrtum bestimmt ist, den die Verwerfungen abwehren wollten«. Der komplizierte Satz zeigt, daß vorsichtige Formulierungen noch immer nötig sind. Aber auch wo noch kein voller Konsens in allen Sachfragen erreicht sei, hätten sich doch die alten Gegensätze entschärft, »so daß ein Verzicht auf den früher üblichen Widerspruch jedenfalls unter bestimmten Voraussetzungen geboten ist«. Diese Erkenntnis schaffe die Voraussetzung dafür, Hindernisse vor einer engeren Gemeinschaft zwischen den getrennten Kirchen niederzulegen, »und gemeinsame Schritte zu tun, die zu einer weiteren Stärkung und Festigung der ökumenischen Gemeinschaft führen können«.

Die Prüfung ist schwierig, denn erörtert werden müssen grundsätzliche theologische Fragen, von denen ein Teil auch innerhalb der evangelischen wie der katholischen Kirche unterschiedlich beurteilt wird. Das Hauptthema der Untersuchungen des Jaeger-Stählin-Kreises bildete die Lehre von der Rechtfertigung. Das war die Frage, an der in der Zeit Luthers die Einheit der Kirche zerbrach. Über die Rechtfertigung bestehen zwar nach wie vor widersprüchliche Auffassungen, aber die Unterschiede betreffen nicht länger Entscheidungsfragen, mit denen die Kirche steht und fällt.

Differenzen und Annäherung

Die Differenzen müssen, so heißt das Ergebnis, weiterverfolgt werden, »auch im legitimen theologischen Streit innerhalb der einen Kirche, die an ihm nicht zerbrechen muß«. Als sicher gilt, daß die Rechtfertigungslehre kritischer Maßstab sei, an dem sich jederzeit prüfen lassen müsse, ob eine Auslegung des Verhältnisses zu Gott den Namen christlich beanspruchen kann. Aber der Jaeger-Stählin-Kreis kommt zu dem eindeutigen Schluß: »Was das Verständnis der Rechtfertigung des Sünders angeht, so treffen die beiderseits hier erörterten Verwerfungsaussagen des 16. Jahrhunderts nicht mehr mit kirchentrennender Wirkung den Partner von heute.«

Unter dem Stichwort »Sakrament« werden nur kurz Firmung und Konfirmation, Krankensalbung, Ehe und Taufe behandelt. Ausführlichere Untersuchungen gelten der Eucharistie,

ten)
irch
der
atio
von
den
; die

bin-
Sie
itze
iner
ihre
zen
um
sen.
ienn
von
e als

irch
den
Brief
der:
laut,
gion
nen
; sie
is so
kön-
gen,
sche
icht,
h, in
ogar
issen
nen,
it zu
l. Ich
Ver-
; und
t die
it mit
isge-
oben
7, die

dem Abendmahl. Wichtige frühere Gegensätze bei der Eucharistie sind durch gemeinsame Einsichten behoben. In der Praxis der Eucharistiefeier und Abendmahlsfrömmigkeit gibt es Annäherungen. Immerhin bestehen noch theologische Differenzen. Die Fragen des katholischen Amtes und besonders des Papstamts werden in dem Schlußdokument nur kurz dargestellt. Hier sind die Unterschiede am größten, aber sie sind auch innerhalb des Katholizismus selbst nicht geklärt.

Schwierige Rezeption

In der evangelischen Kirche scheint bisher die Zustimmung zu den Schlußergebnissen zu überwiegen. Die Evangelische Kirche in Deutschland hat diese Erklärungen an die 17 Landeskirchen, die Vereinigte Lutherische Kirche, die Arnoldshainer Konferenz, den Lutherischen und Reformierten Weltbund geleitet. Sie hat den Bund der evangelischen Kirchen in der DDR unterrichtet. Die beteiligten Kirchen müssen prüfen, ob sie zustimmen, daß die Lehrverurteilungen auf die heutige evangelische und katholische Kirche nicht mehr zutreffen. In der Landeskirche arbeiten daran zunächst die theologischen Ausschüsse. Bisher hat die EKD-Synode, aber noch keine Landessynode, die Stellungnahme zu den Lehrverurteilungen zu einem Hauptthema ihrer Tagungen gemacht. Nach Äußerungen im letzten Jahr werden erste Ergebnisse in ein bis drei Jahren erwartet. Die Synoden leisten durch ihre Arbeit Vor-

reiterdienste dafür, die neuen gemeinsamen Erkenntnisse auch möglichst weit in die Pfarrkonferenzen, die Dekanate und Gemeinden hinein zu verbreiten, denn nur wenn das gelingt und der Verzicht auf Vorurteile im Verhältnis der Konfessionen nicht Sache der Theologen allein bleibt, kann von einer Rezeption in der Kirche gesprochen werden.

Bei dem ökumenischen Konvergenztexten über Taufe, Eucharistie und kirchliches Amt, den sogenannten Lima-Papieren des Ökumenischen Rats, hatte die Evangelische Kirche in Deutschland den Landeskirchen Stichworte angegeben, um eine gemeinsame Antwort zuwege zu bringen. Auf einen solchen Leitfadens ist diesmal verzichtet worden. Der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland sieht in den Erklärungen des Jaeger-Stählin-Kreises einen hoffnungsvollen Ansatz, »die Gemeinschaft der Christen zu stärken und auf dem Weg zur Abendmahlsgemeinschaft der Kirchen voranzukommen«. Der katholischen Kirche fehlt im Unterschied zur evangelischen Kirche die synodale Struktur. Das macht es schwerer, die Dokumente in die Gemeinden zu bringen. Die Deutsche Bischofskonferenz hat angeregt, das Schlußdokument möglichst auch auf der Stufe der Gemeindeleitungen bekanntzumachen, damit es dort besprochen werden und sich Zustimmung oder Ablehnung herausbilden kann. Die Tagung am Montag in Stuttgart wird zeigen, wieweit das gelingt.

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 24. Februar 1987

Bis zur Einheit bleibt noch viel zu tun

Die dogmatischen Gegensätze in der Ökumene sind weitgehend überwunden.

K.A.O. Stuttgart, 24. Februar. »Es müßte eine Bresche in die verhärteten Positionen der evangelischen und der katholischen Kirche zu schlagen sein.« Die Frage ist, ob dieser Ausruf in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart eine reale Möglichkeit bezeichnet. Die Antwort ließ sich am Montagabend auch am Ende des Studenttags über die Lehrverurteilungen des 16. Jahrhunderts nicht geben. Die Gemeinsame Ökumenische Kommission aus der westdeutschen katholischen und evangelischen Kirche und dem Päpstlichen Einheitssekretariat hat vor anderthalb Jahren den Leitungen beider Kirchen die Annahme des Gutachtens »Lehrverurteilungen – kirchentrennend?« empfohlen. In ihm erklärten zum ersten Mal nicht bloß Theologieprofessoren in eigener wissenschaftlicher Verantwortung, sondern im Auftrag ihrer Kirchen, Bischöfe und Professoren öffentlich, daß die gegenseitigen Verurteilungen der Reformationszeit, die damals die Kir-

chenspaltung besiegelten, auf die heutigen Kirchen nicht mehr zutreffen. Eine solche offizielle Erklärung könnte den Anfang zur Überwindung der Trennung der Kirchen bilden. Aber der Prozeß ist langwierig, der in den beteiligten Kirchen in Deutschland und mit Zustimmung Roms und Genfs zur Annahme, der Rezeption dieser Erklärung und des zugrunde liegenden Gutachtens führen soll. Und selbst ob er zum Ziele führt, ist noch nicht zu sagen.

Der Studenttag der Akademie in Stuttgart-Hohenheim hat gezeigt, daß das Interesse an diesen Themen unter Pfarrern, aber auch unter Laien in der katholischen Kirche groß ist. Das Amt des Pfarrers, Bischofs und Papstes, die Eucharistie waren allerdings Fragen, die in Stuttgart von den Teilnehmern unterschiedlich beantwortet wurden. Das sind Themen, in denen in Deutschland zwischen den Kirchen am meisten aufzuarbeiten bleibt.

In der Schlußansprache wies der Hamburger Theologieprofessor Pesch auf das Beispiel hin, das die römisch-katholische Kirche durch Öffnung ihrer Eucharistie für die orthodoxen Christen geboten hat. Auch zwischen Rom und Konstantinopel steht die Forderung auf Unterordnung der ganzen Kirche unter den Papst. Die Zulassung der Orthodoxen zur römisch-katholischen Eucharistie wurde vom Papst erklärt, ohne daß vorher zwischen den Kirchen über den Primat und die Unfehlbarkeit des Papstes Einigung erreicht worden wäre oder daß die Orthodoxen nachträglich die Leitung der Gesamtkirche durch den Papst anerkannt hätten. Die orthodoxe Kirche hat vielmehr vom Anerbieten Roms gar nicht Notiz genommen. Sie hat ihren Gläubigen auch nicht die Teilnahme an der römisch-katholischen Eucharistie freigegeben. Gegenüber den Orthodoxen erging es der katholischen Kirche nicht anders als den deutschen Lutheranern nach der Öffnung des evangelischen Abendmahls zur gastweisen Teilnahme katholischer Christen. Die römisch-katholische Kirche hat die lutherische Abendmahlsöffnung nicht aufgegriffen. Das evangelische Abendmahl wird von nichtgeweihten Pfarrern ausgeteilt, es hat deshalb nach römischem Verständnis einen entscheidenden Mangel, einen defectus ordinis, das Fehlen des Weihesakraments. Die Frage wurde in Stuttgart von Protestanten wie von Katholiken gestellt, ob beim Widerspruch in einer solchen Hauptlehre der Kirche Nichtteilnahme an der Eucharistie in der anderen Kirche die einzige Entscheidung sein könne. Aber die Antwort darauf fällt auch innerhalb der Kirchen unterschiedlich aus. Wichtiger als alle kirchlichen Einzelentscheidungen ist für die katholisch-evangelische Verständigung über die Konfessionszäune hinweg, zusammen dem anderen zu trauen, das sagte in Stuttgart ein katholischer Theologe. Wenn Kardinal Ratzinger erklärt, daß sich der Vatikan ökumenische Einigung der Kirchen nicht als Rückkehr der getrennten Kirchen nach Rom vorstellt, sollten

evangelische Theologen das als wahr akzeptieren und nicht Vorstellungen einer »Heimkehr-Ökumene« in alle Äußerungen Ratzingers hineininterpretieren. Außer dogmatischen Gegensätzen und neben Erfahrungen aus der Geschichte und Vorurteilen sind es Unterschiede in der Frömmigkeit, im Gebrauch der Worte und im religiösen Fühlen, die Katholiken und Protestanten trennen. In Stuttgart bestätigte sich, daß es inzwischen in beiden Konfessionen fast als selbstverständlich gilt, darüber einander ungeschminkt Rechenschaft zu geben. Ein Beispiel war das Entsetzen von Katholiken über den Umgang evangelischer Pfarrer mit den Resten von Brot und Wein, die beim Abendmahl gesegnet, aber nicht verzehrt worden sind. Die Forderung an die Protestanten hieß in Stuttgart, in den evangelischen Gottesdiensten sich so zu verhalten, daß das die Katholiken nicht kränkt. Ein anderes Beispiel war das unterschiedliche Empfinden, das sich für Protestanten und Katholiken mit dem Wort »Opfer« verbindet.

Die dogmatischen Gegensätze der Zeit der Reformation und der katholischen Reform des 16. Jahrhunderts sind weithin überwunden. Darüber berichteten in Stuttgart vier Wissenschaftler, die Katholiken Pesch (Hamburg) und Walter (Tübingen) und die Protestanten Hauschild (Bethel) und Wenz (Augsburg). Der Konflikt wird heute oft zwischen den Richtungen im Protestantismus und innerhalb des Katholizismus schärfer ausgetragen als dort, wo evangelische und katholische Christen zusammen sprechen.

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: MATERIALIEN 1/87.



Der eine Gott in drei Personen

Mythos oder Grund der Wirklichkeit?

5. - 6. September 1987
Stuttgart-Hohenheim
95 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Monika Rappenecker

Referenten:
Professor Dr. Karl Robert Hoheisel, Bonn
Professor Dr. Jörg Splett, Frankfurt/München
Professor Dr. Konrad Hoffmann, Tübingen
Professor Dr. Bernd Jochen Hilberath, Mainz

Nicht erst heute wird die Frage nach der praktischen Bedeutung der Trinitätstheologie für das Leben gestellt. Schon Immanuel Kant schreibt in seiner Schrift 'Der Streit der Fakultäten': »Aus der Dreieinigkeitslehre, nach dem Buchstaben genommen, läßt sich schlechterdings nichts fürs Praktische machen.« Daraus zieht Friedrich Schleiermacher in seiner Zeit die Konsequenz mit der These, »daß unser Glaube an Christus und unsere Lebensgemeinschaft mit ihm dieselbe sein würde, wenn wir auch von dieser transzendenten Tatsache keine Kunde hätten, oder wenn es sich mit derselben anders verhielte« (Der christliche Glaube, Bd. 2, 170). Das trinitarische Bekenntnis scheint zur abstrakten Formel erstarrt, die zwar sachlich korrekt ist, aber für den existenziellen Glauben unverständlich und funktionslos. Sicherlich vermutet auch Karl Rahner nicht zu unrecht, »daß die Christen bei all ihrem orthodoxen Bekenntnis zur Dreifaltigkeit in ihrem religiösen Daseinsvollzug beinahe nur 'Monotheliten' sind.«

'Der Dritte in unseren Beziehungen' – Gedanken des Philosophen Jörg Splett:

Gott ist Liebe. Das weiß, wer ihn als Schöpfer glaubt, denn Liebe heißt nicht erstlich nehmen und besitzen wollen, sondern gutheißen, bejahen, heißt sagen und tun: Es ist gut, daß es dich gibt (Josef Pieper). Gott ist Liebe. Das weiß vollends, wem sich sein Bei-uns-sein in Jesus Christus geoffenbart hat. – Aber ist er diese Liebe nur und erstmals zu uns? Immer wieder ist das behauptet worden, in religiöser wie philosophischer Rede. Von der Einsamkeit Gottes hat man dann gesprochen, ja von seiner Langeweile ohne uns, vom Unernst seines inneren Lebens. Und andererseits hat man Rang und Würde des Menschen eben darin begründen wollen, daß Gott seiner bedürfe. (...) Notwendigkeit begründet Funktionen. Person kommt hier nicht einmal in den Blick. Was nur gebraucht wird, wird verbraucht. Was wäre das für ein Gott, der erst durch uns er selber würde, statt je schon selbst und durch sich selbst er selbst zu sein!

Daraus folgt: den Einen Gott sollen wir als nicht bloß Eines denken, den Gott der Liebe als Liebe schon in sich selber verstehen. (...) Die Unterscheidung vom »Vater« in den Reden Jesu gilt es dann als Unterschied in Gott zu fassen – wenn in ihnen wirklich Gott selbst als gegenwärtig bezeugt werden soll. Aber wie kann man sich nun solcher Viel-Einheit nähern? (...)

Hier möchte ich auf einen Theologen des 12. Jahrhunderts hinweisen, der einen anderen Denkvorschlag gemacht hat. Richard von St. Victor glaubte zeigen zu können, daß zur Liebe nicht bloß zwei, sondern drei Personen gehören. Der Kernsatz seines Trinitäts-Werkes lautet: »Wenn einer einem andern Liebe schenkt, wenn ein Einsamer einen Einsamen liebt, dann ist zwar Liebe vorhanden, aber die Mitliebe fehlt. Wenn zwei sich gegenseitig gern haben, einander ihr Herz in hohem Sehnen schenken und der Liebestrom von diesem zu jenem, von jenem zu diesem fließt und gegenläufig je auf Verschiedenes zielt, dann ist zwar auf beiden Seiten Liebe da, aber die Mitliebe fehlt. Von Mitliebe kann erst dann gesprochen werden, wo von zweien ein dritter einträchtig geliebt, in Gemeinsamkeit liebend umfassen wird und die Neigung der beiden in der Flamme der Liebe zum Dritten ununterschieden zusammenschlägt.« Betrachten wir dies erst einmal grundsätzlich: Wie das Ich sich in Begegnung mit einem Du verwirklicht, so entsprechend das Wir. Die Zwei schließen den Dritten nicht aus und sich

ihm gegenüber ab, sondern sie nehmen ihn an und auf, räumen ihm einen Ort ein, lassen ihn sein und sich entfalten. Sie erfahren ihr Eins-Sein in diesem Dienst und Entzücken an ihm, und sie freuen sich um seinetwillen, daß sie zu zweit ihm reicheren Raum geben können. Er wiederum findet nicht nur sich selbst und »entfaltet« sich in ihrer Zukehr, sondern er freut sich zugleich, in seinem Beschenktwerden ihrem Schenken, das heißt: ihrem Eins-Sein, zu dienen. (...) Worum es geht, ist vielmehr, daß ein jeder mit dem anderen dem Dritten gut ist, jeder sich sein Du von ihm zuführen läßt und gleichermaßen ihn als sein Du sich vom anderen – um schließlich auf diese Weise selber vom einen dem anderen zugeführt zu werden: jeder hier ein »Freund des Bräutigams« (Joh 3,29) und jeder zu seiner eigenen Hochzeit. (...) Denken wir nun diese Hinweise auf Gott hin, den wir als Selbst-Verhältnis denken müssen – nicht erst als Verhältnis zu uns. Und zugleich nicht als monologisches Verhältnis, sondern wirklich als Liebe: als lebendige Einheit von Außer-sich-Sein und Bei-sich-Sein in »selbstlosem« Mit-einander.

Im Spiel dieser Mit-Liebe ist keiner Mittel, jeder Ziel und jeder zugleich Mittler. Statt einer Zwei-Eins-Dialektik, die zwischen Verschmelzung und Entfremdung taumelt, waltet hier die Freiheit wechselseitiger Freigiebigkeit. Und die Einheit dieses Liebesgeschehens selbst unterscheidet die Personen, die gerade nicht drei »Individuen« gleicher Art sind, nicht einmal »ähnlich«, sondern (wie Frage und Antwort einander nicht ähneln) sich gegenseitig »entsprechen« und so ganz in diesem Drei-Spiel leben. Um das zumindest ansatzweise zu verdeutlichen: Der Vater – ursprungslos – gibt ohne jeden Vorbehalt sich und das Seinige dem Sohn. Der Sohn, alles, auch das Gebend-Sein, empfangend, gibt so selbst, von/mit dem Vater. Der Geist ist nun die Person des reinen Empfangs; er gibt dies, sein Empfangen. Je anders als Dritter zu Vater und Sohn wie mit dem Sohn vor dem Vater und mit dem Vater zum Sohn.

(Ausführlicher und mit Belegen der Zitate, in: J. Splett, Freiheits-Erfahrung, Frankfurt/M. 1986, Kap. 3,14 und 15.)



ROLAND PETER LITZENBURGER – PORTRAITS
 7. NOVEMBER 1987 BIS 20. DEZEMBER 1987
 AKADEMIE DER DIÖZESE ROTTENBURG-STUTTGART
 PARACELSUSTRASSE 91, STUTTGART-HOHNHEIM
 ÖFFNUNGSZEITEN WERKTAGS 8.00 UHR BIS 16.30 UHR
 SAMSTAGS UND SONNTAGS AUF ANFRAGE (T. 07 11/45 31 93)

Das Christusbild im Menschenbild

Zum Beispiel: Roland Peter Litzenburger

Offene Tagung
6. - 7. November 1987
Stuttgart-Hohenheim
102 Teilnehmer

Tagungsleitung:
August Heuser

Referenten:
Professor Dr. Friedhelm Mennekes, Köln/Frankfurt
Karl-Heinz Isele, Schwäbisch Gmünd
Jan Stripling, Zürich
Pfarrer Rainer Ruß, Stuttgart
Professor Dr. Günter Biemer, Freiburg
Professor Dr. Pius Siller, Frankfurt
Pastor Heinrich Albertz, Bremen

Zum siebenzigsten Geburtstag des Künstlers Roland Peter Litzenburger veranstaltete die Akademie eine Tagung zum Werk Litzenburgers und eine Ausstellung mit selten gezeigten Porträtzeichnungen des Künstlers. Die beiden Veranstaltungen würdigten einen Künstler, dem Bischof Dr. Georg Moser in einem Geburtstagsbrief schrieb:

'Ich danke Ihnen für Ihre Bilder! Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre Mitarbeit bei der Weitergabe des Glaubens auch in unserer Diözese mit Bildern ringenden Glaubens, der Hoffnung und manchmal auch der Hoffnungslosigkeit, aber stets voll Leben. Und ich danke Ihnen für so manche gute Begegnung.'

Im Vorwort zu Litzenburgers Buch 'Wer bin ich, wenn mich niemand anschaut' (München 1987) schreibt Friedhelm Mennekes zum Werk dieses Malers und Bildhauers:

Roland Peter Litzenburger wird 1987 siebenzig Jahre alt. Über vierzig Jahre lang hat er den Weg vieler Christen zu einer offenen Begegnung mit der zeitgenössischen Kunst begleitet und entscheidend beeinflusst. Durch Herkunft und Biografie vom katholischen Milieu mitgeprägt – um nicht zu sagen 'belastet' -, gehört er zu den wenigen, die diese Vergangenheit nicht einfach abgestreift haben. Als Künstler hat er dafür seinen Preis zahlen müssen: den des Ausscherens aus dem Kunsttreiben. Als Katholik ging er so ins Außenseitertum. Wer diese Kirche kennt, weiß, daß sie mit Außenseitern nicht gerade zimperlich umgeht. Er blieb stets am Rande – und wirkte doch tief und nachhaltig in beide Bereiche hinein. Besonders im deutschen Sprachraum ist sein Einfluß auf kirchliche Kreise enorm. Die Auflagen seiner Bilder haben weite Verbreitung gefunden. Es ist schwer nachzuvollziehen,

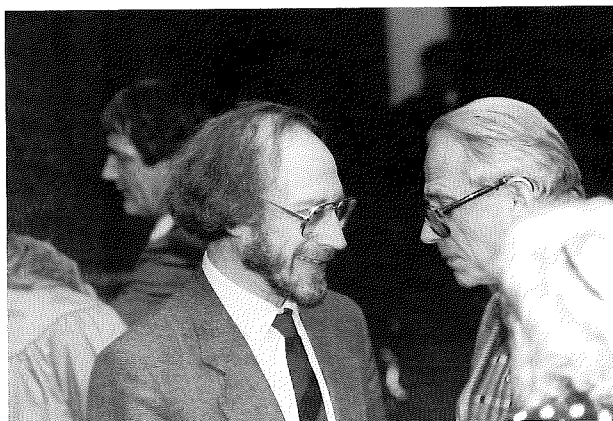


wie nachhaltig Litzenburgers Einfluß ist. Oft wurden seine Motive ausgesprochen 'Renner', mehr als es ihm lieb war; denn der Geschmack des allzu Kunstbeflissenen, den Litzenburger doch immer wieder erstaunlich zu öffnen verstand, fiel nur allzuschnell in seine alten 'Untugenden' zurück, nistete sich behaglich im gerade betretenen Neuland modernen Kunstverstehens und Sehens ein, blieb stehen beim 'Sonnengesang des hl. Franziskus' oder beim 'Schutzmantelchristus'. Litzenburger läßt sich



nicht gern auf diese Erfolge ansprechen. Ihm sind die Gefährten lieber, die mitgehen, mitsuchen, mitstreiten, mitleiden.

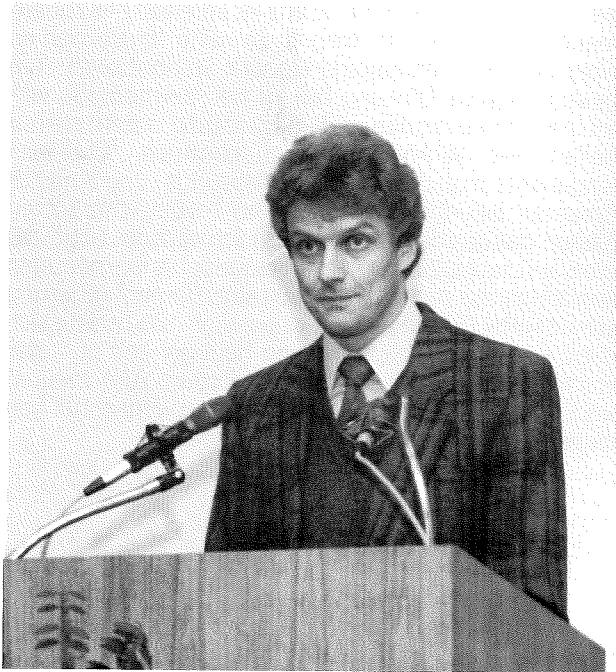
Er hat Türen aufgestoßen. Der 'Blaue Christus' (1950) bedeutete für ihn den Abschied von der Tradition der gängigen Christus-Bild-Malerei. Persönliche Erfahrungen sind hier erstmals in seine Arbeit eingeflossen. Christusspiritualität setzte sich in eine bildnerische Form um – modern wie eigenwillig. Zu nennen wären viele weitere Stationen. Ein Beispiel nur: 'Der graue Christus' – dicke schwarze Streifen entstehen durch eine Durchkreuzung über die Mundpartie eines Gesichts, doch aus den Zerstörungszeichen erwachsen zunächst eckige, kantige, dann liebevolle Markierungen und Umstreichungen. Ins Bild sind viele Zweifel eingezogen. Aus der Aufbruchzeit des Zweiten Vatikanischen Konzils ist dies ein Beleg mehr dafür, wie Klischees fragwürdig geworden waren und sich im Ringen über Zweifel und Verzweiflung Neues und Anderes durchsetzte. Es ist die Zeit,



in der auch die Arbeiten des Spaniers Antonio Saura oder des Österreichers Arnulf Rainer die Christus-Bildübermalungen einbrachen. Es war ein Durchstreichen, ein Abschiednehmen, ein Umkreisen und Verhüllen; damit wurde ein neuer Aufbruch grundgelegt.

Litzenburger fand eine wachsende Zahl von Anhängern, aber auch eine große Schar von Gegnern. Letztere waren Menschen, die ihn rundum ablehnten; für sie war er die Verkörperung einer destruktiven Kunst, die sich von der Pflege des 'Erhabenen' abgetrennt hatte und 'nur noch' das Negative, das Zersetzende, das Quälende herausstellte. Das setzte ihn vielen Anfeindungen, Mißverständnissen und Enttäuschungen aus. Hart zugesetzt hat es ihm, aber beirrt hat es ihn nie.

Roland Peter Litzenburger starb am 24. Dezember 1987. Die Referate unserer Tagung konnten ihm noch am Krankenbett durch Videoaufnahmen übermittelt werden.



Bestimmungen

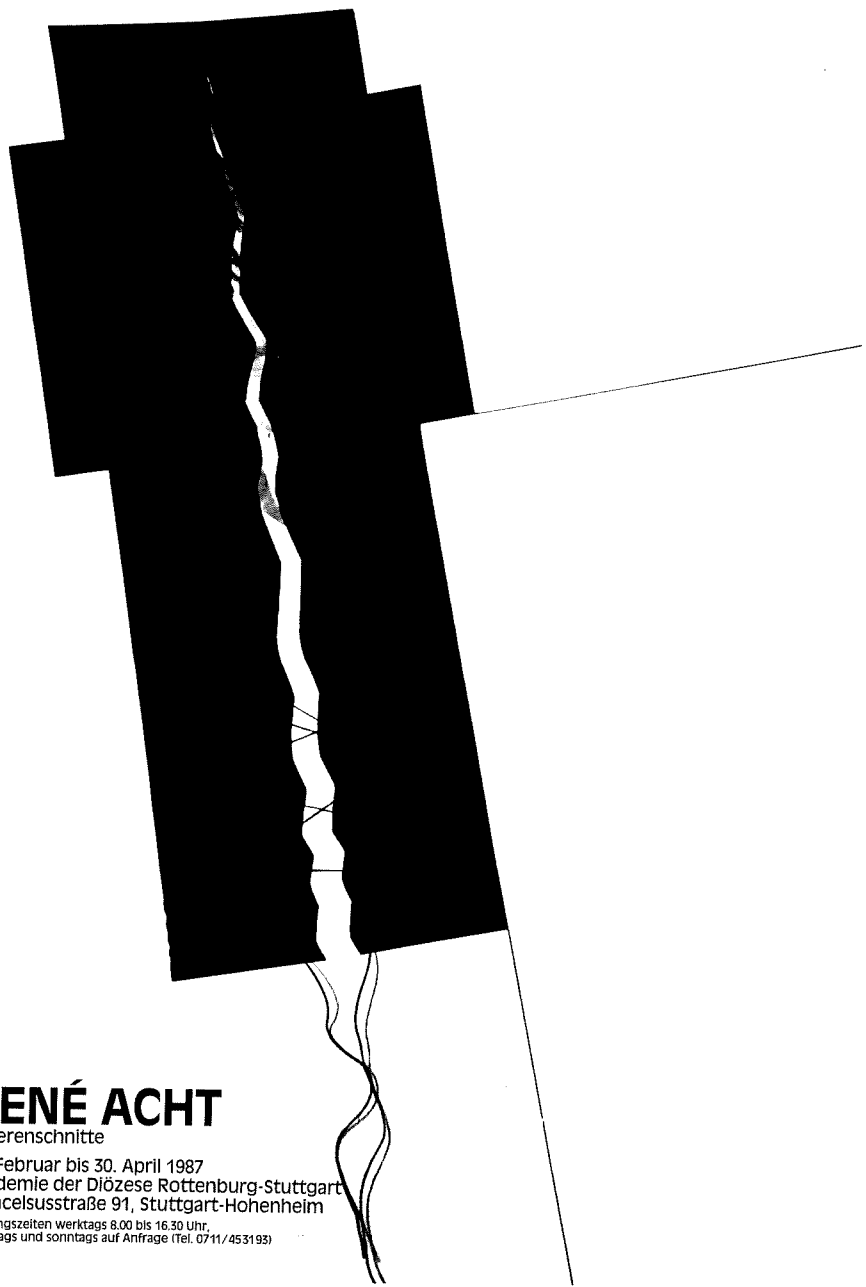
Das sind Bestimmungen für René Acht, dessen Bilder wir im Februar und März 1987 im Tagungshaus Hohenheim vorstellten: Basel als geistige Lebensform, wenn auch für die Feuilleton-Literatur noch nicht entdeckt, für die bildende Kunst längst bekannt. Strenge Liberalität, eine Beziehung zum Elementaren und die Reduktion auf Notwendiges – hier auf Zeichen, Symbolen und Farben. Schließlich Achts unverkennbare Fähigkeit im Umgang mit Formen, mit Perspektiven und mit Plastizität. In einfachen Reduktionen entwickelt Acht das Komplimentäre von Schwarz und Weiß als dem absoluten, auf Farbigkeit verzichtenden Kontrast.

Man mag sich, wenn man Achts schwarze Scherenschnitte auf weißem Grund als leuchtend sieht, erinnert fühlen an Odilon Redon, der das Schwarze als 'lumière de la spiritualité' bestimmte oder auch an Ad Reinhardt, der immer das Schwarz als die eigentliche Chance des Lichts sah, weil im Weiß das Licht alle seine Möglichkeiten schon aufgebraucht habe. Und in der Tat erscheinen die schwarzen Scherenschnitte auf weißem Papier als spirituelle Linien, aus denen dort, wo ein drittes hinzukommt, ein zerknülltes, zerfurchtes Papier, noch einmal ein Neues entsteht.

Eine Grundstruktur der Scherenschnitte von René Acht ist ihre Plastizität. Sie sind nämlich nicht einfach nur Linien, sie sind vielmehr die kleinste Möglichkeit, die Minimalisierung von Plastizität. Denn als eigenständige Papierkörperlichkeiten sind sie nicht einfach Linien auf weißem Grund, vielmehr Körperlichkeiten in der Tiefe des Weiß. Ihre Qualität besteht eben gerade in ihrer eigenständigen Plastizität, die auf's Äußerste, ihre Fundamen-

talität hin minimalisiert wird. Aber nicht nur die Formen, sondern auch die Inhalte von René Achts Arbeiten unterliegen dieser absoluten Zurückführung auf das Wesentliche, auf wenige Zeichen, in denen sich Leben und Tod spiegeln: Dreieck, Quadrat, Yin und Yang, Mandala, Kreuz und der Kreis als Scheibe und Ring. Auch hier kommt es René Acht darauf an, wahrhaftig das reine Sosein von Leben und Tod in der allergrößten Bescheidenheit der ihm zur Verfügung stehenden Mittel zu formulieren. Diese Reduzierung aller Inhalte und künstlerischen Mittel macht seine Bilder über alle Abbildlichkeit hinaus zu Zeichen jenseits der weltlichen Dinge, damit also zu Bildern der reinen Abstraktion, Suchbilder nach dem Geist und der Wahrheit, Bilder von hoher Spiritualität.

Wesentlich an René Achts Kunst ist (in einer Zeit zunehmender Bilderfülle) ihr Weg in die reine Abstraktion (in einer Zeit des Behauptens eigener Standpunkte), ihre geistig-religiöse Öffnung hin zu den Zeichen aus verschiedenen Religionen und Philosophien, sofern sie nur helfen, der Wahrheit näher zu kommen. Schließlich (angesichts mancher schneller Erlösungs- und Sinnstiftungsverheißungen in Religion und Politik) Achts setzen darauf, daß aus dem Dunkel, dem Schwarz das Licht, das Weiß auftaucht. Zuletzt scheint (angesichts des heutigen Kunstmarktes) Achts unspektakuläre Elementarisierung seiner Mittel für seine Kunst wesentlich. So entzieht sich diese Kunst dem Konsumzwang heutiger Zeit und aller Erschließungsgewaltsamkeit und fordert zum zweiten und dritten Blick heraus. Daraus ist zu lernen für den einzelnen und für die Kirche.



RENÉ ACHT

Scherenschnitte

14. Februar bis 30. April 1987

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Paracelsusstraße 91, Stuttgart-Hohenheim

Öffnungszeiten werktags 8.00 bis 16.30 Uhr,
samstags und sonntags auf Anfrage (Tel. 0711/453193)

Ins Fleisch gebissen

Ausstellung vom 15. Mai bis 12. Juni in Stuttgart-Hohenheim zur Präsentation des Buches: Friedhelm Mennekes, Kein schlechtes Opium. Das Religiöse im Werk von Alfred Hrdlicka, Stuttgart 1987

Alfred Hrdlicka zählt zu den umstrittenen Künstlern in Europa. Umstritten sind nicht seine gestalterischen Fähigkeiten, vielmehr die Inhalte seiner Arbeiten, seiner Malerei, seiner Plastik, seiner Graphik: Obszönität, Pornographie, Gewalt, Politik, häufig miteinander verschränkt und verwoben, das Fleisch unserer Gesellschaft. Insofern trifft Hrdlickas Diktum 'Alle Kunst geht vom Fleisch aus' auch und zuerst auf seine Kunst zu, und er führt vor, was Kunst wie Gesellschaft bis auf die Knochen bewegt.

Vom Religiösen im Werk Alfred Hrdlickas war bisher in der Diskussion um ihn und seine Arbeiten wenig zu hören und zu lesen. In der öffentlichen Diskussion des Kunstbetriebs ist der Einäugige König, und das Religiöse ist heute keinerlei Sensation mehr. Gleichwohl begründet sich im Religiösen die eigentliche 'Sensation' des Werkes von Hrdlicka.

Hrdlicka räumt dem Fleisch in der Religion den gleichen Platz ein, wie in der Kunst. Deshalb muß es nicht wundern – wer mit dem Werk von Hrdlicka nicht vertraut ist, sehe sich vor -, daß auch seine Bilder mit biblischen Themen viel transportieren an Gewalt, Obszönität und Politik, daß Religion nicht im Festtagsgewand daherkommt, 'insgesamt so dünn und blutleer, wie eben Produkte religiöser Kunst (...) zu sein pflegen. Traurige Zeugenschaft einer entvölkerten Bibel, die das Zitat »und Gott war das Wort«

wörtlich genommen hat', wie Hrdlicka schreibt. Wer Mut hatte und pulsierendes, pralles Leben sehen wollte und damit auch ein gutes Stück Religion, die sich in dieser Welt und in dieser Zeit so schwer tut, dem war unsere Ausstellung von 30 Bildern Hrdlickas im Tagungshaus Hohenheim vom 15. Mai bis 12. Juni 1987 empfohlen. Empfehlenswert, weil sie einen bisher völlig unbeachteten, aber wesentlichen Aspekt im Werk Hrdlickas thematisierte und aufzeigte. Dann aber auch, weil sie dank Hrdlicka ins Bild brachte, daß Religion mehr ist als der Sonntagsgottesdienst, nämlich die Rückbindung des ganzen Lebens mit Fleisch und Blut an das Heilige als Vision vom Heil schlechthin, wie es sich im Christlichen und Mythischen, im Alltäglichen, im Guten, im Bösen und im Künstlerischen zeigt.

Dies alles ist gerade deshalb auch erstaunlich, weil Hrdlicka aus seiner marxistischen Grundorientierung nie ein Hehl machte und dennoch – oder gerade deshalb – augenscheinlich die christliche Theologie beim Wort, oder mehr noch, bei ihrem Fleisch, an ihrem Ausgangspunkt, den Erzählungen der Bibel, faßte. Diese biblischen Erzählungen inkarnierte Hrdlicka ins Heute, in die Lebens- und Leidensgeschichten unserer Zeit. Es waren also für den Laien wie Theologen beim Betrachten dieser Ausstellung auch Transformationsprozesse zu lernen und die Kunst, das Leben zu überschauen und biblisch zu deuten. Dies ist schon sehr viel in einer Zeit, wo Christentum und Religion in unserer westlichen Gesellschaft kaum mehr im Fleische mächtig sind.



Christus mit Dornenkrone, 1961, Bleistift

Wechselwirkungen

Zu den jungen Talenten der neueren Malerei in der deutschen Szene kann Hans Peter Taro Miyabe gezählt werden, ein Deutsch-Japaner, geboren 1960 in Tokio, der vor 13 Jahren in die Bundesrepublik kam und an der Städelschule in Frankfurt bei Michael Croissant und Hermann Nitsch studierte. Beeinflußt von der strengen Formkraft und Suggestion der Plastik und Malerei Michael Croissants verbindet er doch auch in seinen Arbeiten die Spontaneität der Kunst seines Lehrers Nitsch. Dennoch zeigen seine Bilder eine eigenständige Entwicklung.

Wechselwirkungen sind es, die Miyabe malt. Wechselwirkungen zwischen der gelernten Muttersprache japanischer Bildhaftigkeit und dem neu gelernten Sehen westeuropäischer Wirklichkeit. Dennoch sind die Spuren Ostasiens in seinen Bildern unübersehbar. Es geht nicht nur um 'das Berühren der Ferne', in Miyabes Bildern ist die Ferne anwesend. Schwarze Bilder – japanische Holzschnitte sind schnell zu assoziieren – Tusche oder Öl auf edlem, handgeschöpftem, aus Japan importiertem, häufig altem Papier, suchen keineswegs durch das Papier Pretiosität. Papier ist für Miyabe der Unterbau und die Tiefe seiner Bilder, die ihnen eine eigentümliche und unverwechselbar sinnliche Wirkung geben.

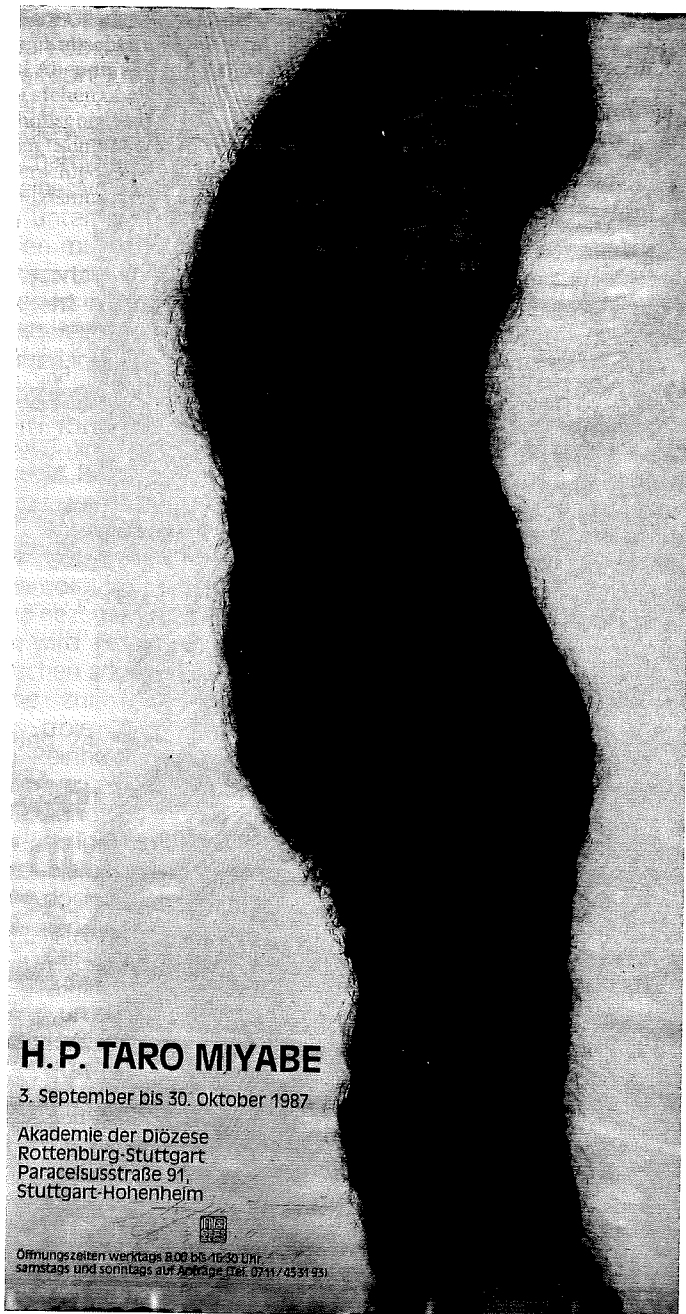
Der spirituelle Grundakkord seiner Arbeiten ist Ausdruck tiefer fernöstlicher Religiosität. Dort, wo sich Miyabe religiösen Chiffren zuwendet, geht er, wie bei allen seinen Bildern vom Körper aus. Körper, immer wieder sind es schwarze Körper, die Miyabe malt. Ein Kopf, ein Torso aufrecht, liegend, wie eine Landschaft auf dem Papier, Körperlandschaften, Landschaftskörper voller Ästhetik, voller Erotik, grazil, aber auch mächtig. Männliche Torsi, weibliche Torsi in ihrer gegenseitigen Spannung. Diese Körper werden durch das Zerfließen der Farbe in der faserigen Struktur des Papiers am Rande weich, ohne allerdings an Kontur und Innenschärfe zu verlieren. Sie sind – und hier wird der Einfluß japanischer Tuschzeichnungen deutlich – wie ausschnittshafte Ver-

größerungen aus diesen Zeichnungen: vergrößerte Linien, wie diese, die Fülle und die Leere zugleich. Wenn es stimmt, daß in der japanischen Kultur trotz ihres Bilderreichtums noch heute die Leere von besonderer Bedeutung ist, so wird dies in den Bildern von Hans Peter Taro Miyabe augenfällig.

Der bewußte Verzicht Miyabes auf Farbigkeit, nach einer Phase der grellen Buntheit, das alleinige Setzen auf die Wirkung des weichen, strukturierten weißen Papiers und schwarzer Körper, schafft Freiräume zur Meditation in Miyabes Arbeitsprozeß selbst, und später beim Betrachter. Die Konzentration im Schaffensprozeß, die beim Betrachten der Bilder kaum zu übersehen ist, überträgt sich auf den Betrachter selbst. So leiten die Bilder Miyabes an zur Konzentration und Kontemplation, in dem Leib und Seele zusammen angesprochen sind.

Wenn Miyabe auf Farbe zurückgreift, dann nutzt er sie sparsam, fast scheint sie dann wie Kolorierung seiner schwarzen Strukturen. Farbe ist für ihn die Außenwelt seiner Bilder, das Eigentliche, der Binnenraum der Bilder bleibt schwarz, damit geheimnisvoll undurchschaubar. Die Welt, auch die religiöse, ist für ihn zunächst einmal gesichtslos – wenn auch nicht gestaltlos. In dieser vorsichtigen Nichtbestimmung der Welt, im Aushalten des »Faszinosum« und »Tremendum« im gebannten Schauen, ohne den Vorhang des Geheimnisses zerreißen zu wollen, liegt die Tiefe seiner Arbeiten. Schwarz ist für ihn die Farbe des Endgültigen, die Farbe, über die hinaus keine Farbe mehr gedacht werden kann, die Farbe der endgültigen Verwüstung, der Zerstörung und des Chaos am Anfang und Ende der Welt. Dennoch, dieses Schwarz ist damit die erste und letzte Farbe der Welt, die es abzutragen gilt, um an ihr eigentliches neues Gesicht zu kommen. –

Das braucht noch Zeit. Hans Peter Taro Miyabe ist diese Zeit zu gönnen, weil sich nur so seine Kunst weiterentwickeln kann.



H.P. TARO MIYABE

3. September bis 30. Oktober 1987

Akademie der Diözese
Rottenburg-Stuttgart
Paracelsusstraße 91,
Stuttgart-Hohenheim



Öffnungszeiten werktags 8.00 bis 16.30 Uhr
samstags und sonntags auf Anfrage (Tel. 0711/2531 93)

Aus dem »Arsenal des Unbekannten«¹

Walter Zacharias' 'Christuskopf' (1984) war Mittelpunkt unserer Ausstellung 'Ars sacra – heute, Objekte, Environments, Collagen in Spannung zum Barock des Klosters Weingarten vom 31. August bis 27. November 1987. Drei Problemkreise thematisierte die Ausstellung über ihren Untertitel hinaus: Was heißt Ars sacra in der Kunstgeschichte überhaupt? Gibt es eine solche Ars sacra heute noch, wenn sich Kunst liturgischer Brauchbarkeit entzieht? Was ist Kunst – und was ist an ihr heilig? Angesichts solcher Fragen ist Mircea Eliade recht zu geben, der formulierte: 'Der moderne Abendländer empfindet ein gewisses Unbehagen gegenüber manchen Manifestationen des Heiligen. ... Für Menschen (aber), die ein religiöses Erlebnis haben, kann sich die ganze Natur als kosmische Sakralität offenbaren. Der Kosmos in seiner Totalität wird dann zur Hierophanie.'² Dieses kosmisch religiöse Erlebnis, gespeist aus der Tradition volkstümlich bayerischer Katholizität ist eine der Wurzeln von Walter Zacharias' künstlerischem Schaffen. Freilich verliert sich Zacharias nicht in volkstümlicher folkloristischer Wiederholung der ewig gleichen bayerischen Herrgottswinkel-Klischees, sondern sucht die Erfahrung des Heiligen in die Bildsprache der zeitgenössischen Kunst umzusetzen. Ein überaus gelungener Versuch, das Christusbild in die Sprache zeitgenössischer Kunst umzusetzen, ist sein 'Christuskopf' von 1984. Auf eine alte Holzbohle montiert Zacharias ein verrostetes Eisen, vielleicht aus einem alten landwirtschaftlichen Gerät, und eine Zugschraube, ebenfalls aus landwirtschaftlich-technischem Zusammenhang. So entsteht ein Kopf, der in vielerlei Bildhaftigkeit zu schillern beginnt. Schon die drei einfachen Zeichen entwickeln eine unbestimmte Bedeutung: Holz-

bohle – Bildplatte – Balken, Eisenplatte – Werkzeug – Gesicht, Schraube – Gehörn – Dornenkrone? Insgesamt konotiert die Montage den Bedeutungshof: Kopf – Christuskopf – Stierkopf. Ein Merkwürdiges zwischen Opfertier und Christusbild entsteht. Die vom Alten, Gebrauchten des Materials und seiner neuen Kombination herrührenden Konnotationen des Bildes, geben ihm die Aura des Heiligen.

Die Arbeiten von Walter Zacharias, der in Regensburg lebt und arbeitet, haben wohl zweifellos im Kunst- und Kirchengeschäft etwas Außenseiterisches und provozieren da wie dort ein gewisses Unbehagen als Unbehagen vor manchen Manifestationen des Heiligen, das sich in Anfragen an die Kunst und den Kunstbetrieb, an die Kirche und ihr theologisches wie liturgisches Allotria äußern könnte. Da Theologie immer ein Sprachunternehmen ist, klagen die Objekte, Environments und Collagen von Walter Zacharias die Sinnlichkeit von Religion ein, die Unverfügbarkeit und Nichtfestlegbarkeit dessen, nach was wir mit unserem religiösen Fühlen und Wissen ausgreifen und was uns adäquat eigentlich immer nur im Bild als Vision aufgeht. Die Konkretion solcher Bilder ist aber immer zeitbedingt, bedarf also stets neuer Visionen. Das dürfte zuerst damit gemeint gewesen sein, wenn Walter Zacharias seine Ausstellung als Auseinandersetzung mit dem Barock des Klosters Weingarten verstanden hat.

1 Vgl.: Werner Meyer, Walter Zacharias – 'Arsenal des Unbekannten' in: Meyer, Werner (Hrsg.), Walter Zacharias. Installationen, Objekte, Collagen. Todtnau im Schwarzwald 1987 (ohne Seitenzählung).

2 Mircea Eliade, Das Heilige und das Profane, Frankfurt/M. 1984, S. 15.



WALTER ZACHARIAS ARS SACRA – HEUTE

Objekte, Environments, Collagen
in Spannung zum Barock des Klosters Weingarten

31. August bis 27. November 1987

Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Tagungshaus Weingarten, Kirchplatz 7

Die Auflösung schwäbischer Klosterbibliotheken

21. - 22. März 1987
Weingarten
94 Teilnehmer

Tagungsleitung:
August Heuser
Pfarrer Heribert Hummel, Stuttgart

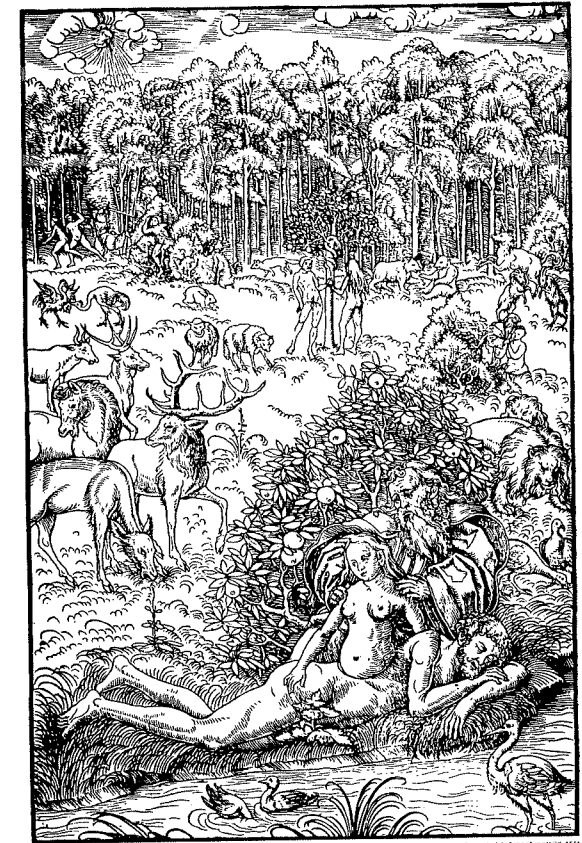
Referenten:
Magda Fischer, Stuttgart
Dr. Regina Hausmann, Stuttgart
Eugen Fessler, Tübingen
Pfarrer Heribert Hummel, Stuttgart
Helmut Binder, Ravensburg
Dr. Wolfgang Irtenkauf, Stuttgart

Reutlinger General-Anzeiger vom 23. März 1987

Ein Stück Kultur des Abendlands

Säkularisationsgut: 20 000 Bände im Tübinger Wilhelmsstift

Tübingen. (ze) Daß Württembergs dicker Friedrich und die anderen deutschen Fürsten Napoleon erfolgreich in den Ohren lagen mit der Verstaatlichung von Kloster- und Kirchengut als Entschädigung für linksrheinischen Besitz, den der Korse vor fast 190 Jahren für Frankreich kassierte – das war nicht das eigentlich Schlimme. Daß die Machtgierigen unter der Flagge der klerusfeindlichen Aufklärung (»wer nur betet und sonst nichts tut, schadet der Gesellschaft«) dann allerdings wertvollstes Kulturgut verkommen ließen, weil ihnen der plötzliche massive Zugewinn über den Kopf wuchs, das ist ein nicht wiedergutzumachender Schaden an einem Stück abendländischer Kultur. Das bitterste Beispiel: Bibliotheken. Als diese Fürsten 95 Klöster und Kirchengüter auf heutigem württembergischen Boden ausräumten, gingen unendlich viele Bücher verloren.



Alte Drucke aus schwäbischen Klosterbibliotheken

16. März bis 18. April 1987
Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart
Tagungshaus Weingarten, Kirchplatz 7

Öffnungszeiten werktags 8.00 bis 16.30 Uhr,
samstags und sonntags auf Anfrage (Tel. 0751/42780)

Man hat mit ihnen die Schlaglöcher für die Ochsenkarren gepflastert, die sie abtransportiert haben, sagen die Leute noch heute in Zwiefalten und in Oberschwaben. Als Makulatur kamen sie zentnerweise an Papierhändler. Und zentnerweise warfen die neuen Besitzer auch über Antiquariate auf den Markt, was ihnen schließlich zum Überfluß gereichte. In alle Winde zerstreut wie nach Leningrad und Prag die besten Bände aus dem Prämonstratenserklöster Weißenau bei Tettang, nach New York, wie die schönsten Prachthandschriften des Benediktinerklosters Weingarten.

Doch nicht alles ist weg, verkauft, verschollen, verloren. Die Württembergische Landesbibliothek in Stuttgart, die des württembergischen Staates und des 1918 abgedankten Königs wertvollste Bestände hütet, besitzt außerordentliche Schätze aus diesen Klöstern, einen Großteil des Buchbesitzes beispielsweise des Benediktinerklosters Zwiefalten, das ungewöhnliche romanische Buchmalerei aus Schwaben überliefert hat. Und auch das Tübinger Evangelische Stift, vor allem aber das Wilhelmsstift, Hochschulkonvikt der jetzt 120 Jahre alten katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen, besitzt Wertvolles aus solchen Beständen, insgesamt 20 000 Bücher aus Säkularisationsgut, darunter sechzig Handschriften.

Eine geringe Menge dennoch im Vergleich zu dem, was insgesamt aus den Klöstern gekarrt, in Kisten und später in überfüllte Räume gestopft wurde. Gemessen am Weingartener Buchbesitz von 20 000 bis 30 000 Bänden, an dem von Zwiefalten mit mindestens 20 000 Bänden, summiert sich das Bibliotheksgut aus säkularisierten Klöstern in Württemberg bis zu einer Million Bücher. Matthias Erzberger, der spätere Reichsfinanzminister, Staatsmann und Demokrat, aus Buttenhausen im Lautertal stammend, 1921 ermordet, hat 1902 die sachliche, im Blick auf den Kulturverlust um so mehr erschreckende Bilanz der »Säkularisation in Württemberg von 1802 bis 1810« gezogen.

Den größten Profit hatte Friedrich, Württembergs erster König seit 1806. Doch mit ihm ließen, weil von Napoleon für nunmehr französische Gebiete entschädigt, auch die Fürsten Thurn und Taxis (Buchau, Marchtal, Neresheim, Sießen), Nassau-Oranien (Weingarten, Hofen/Friedrichshafen), der Graf Metternich (Ochsenhausen) und der bayerische König (Ulm, Söflingen, Ravensburg, Wiesensteig, Leutkirch) aufladen, ganz zu schweigen von den Waldburgern, die mit allen Familienzweigen zur Stelle waren.

Doch weil Friedrich mit Land und Leuten »Neuwürttemberg« den größten Brocken holte, ist heute auch vieles erhalten geblieben, äußerten jetzt bei der Akademie der Diözese Rotenburg-Stuttgart in Weingarten zur Auflösung schwäbischer Klosterbibliotheken (wir berichteten) Fachleute wie Dr. Wolfgang Irtenkauf und Dr. Regina Hausmann von der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, Magda Fischer (Stuttgart), Heribert Hummel (Stuttgart) und Eugen Fessler,

der Bibliothekar des Tübinger Wilhelmsstifts. Der König, der noch als Herzog ebenso gierig wie zielstrebig nach den Schätzen der Klöster und Kirchen griff und übrigens sehr genau inventarisieren ließ, was ihm da zukam an »Gold und Silber, Pretiosen, Kirchengeschäften, Pferden, Wagen, Weißzeug und Nahrungsmitteln... alles genau verzeichnet bis zum zinnernen Löffel und zur messingenen Pfanne, zum Blechkessel, Getreide, Most und Wein, von Kunstgegenständen aber finden wir fast gar nie, einige wenige Fälle ausgenommen, eine Bemerkung« (Erzberger), dieser König hatte, als alle seine Depots in Stuttgart, Ellwangen und sonstwo überquollen, seine liebe Not mit der Bücherlast.

So kommt es, daß einst die Öffentliche Bibliothek in Stuttgart und die Königliche Handbibliothek immens wuchsen, daß damit aber auch der Grundstock geschaffen wurde für die Ellwanger Universitäts- und Seminarbibliothek (1812–1817), die nach 1818 nach Tübingen kam. Wertvolles aus der Königlichen Handbibliothek kam mit Doubletten und mit der kompletten Theologie 1822 an das Wilhelmsstift. In Tübingen und Rottenburg (Priesterseminar, Diözesanbibliothek) sind heute die meisten Klosterbibliotheken mit guten Beispielen vertreten.

Einige Referate der Tagung wurden in der Reihe der Hohenheimer Protokolle, Bd. 25, unter dem Titel »... und muß nun rauben lassen...« – Zur Auflösung schwäbischer Klosterbibliotheken« veröffentlicht.



Ernst Benedikt Kietz: Bleistiftskizze von Heine (1851)

Poet und Prophet

Heinrich Heines Dichtung und Religionskritik

Offene Tagung
14. - 15. März 1987
Stuttgart-Hohenheim
110 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr

Referenten:
Professor Dr. Joseph A. Kruse, Düsseldorf
Akad. Rat Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen

Fernsehfilm von Karl Fruchtmann
Heinrich Heine – Die zweite Vertreibung aus dem Paradies

»Heinrich Heine starb vor mehr als siebzig Jahren, aber es gibt kaum eine Persönlichkeit, die in so langer Zeit so gegenwärtig geblieben ist, und wenig Werke, die so viel Leben behalten haben, wie das seine. Er ist das vorweggenommene Beispiel des modernen Menschen. Er hatte schon damals die uns gewohnte Geisteshaltung, er war sachlich bei aller seiner Phantasie, scharf zugleich und zärtlich, ein Zweifler, doch tapfer. Aus seinen großen Schmerzen machte er nicht nur kleine Lieder. Er machte daraus auch Erkenntnisse, die noch nicht üblich waren, und Rufe einer Menschenstimme, die wie aus unserer Mitte kommen...

Er hat den sicheren Blick des dichterischen Geistes, der die Gesellschaft seiner Zeit erfaßt, sie anschaulich macht durch Steigerung der Wirklichkeit und auf sie einwirkt vermittels des endgültigen Wortes. Ein Blick und ein Wort wie die seinen bestehen fort auch unter wechselnden Zuständen. Jeder, der seine Tagesberichte liest, muß fühlen: Es sind Berichte aus allen Tagen, jene nicht ausgenommen, die auf sein leibliches Ende gefolgt sind. Unsere heute mitlebende Welt hätte keine Geheimnisse für ihn. Wäre er da, er würde dieselben Kämpfe führen wie wir. Ungerechtigkeit und Entwürdigung des Menschen müßten ihn bewegen wie je. Sein Ziel wäre immer noch Vermenschlichung der Welt, Vergeistigung des Lebens. Er hat um uns und unsere Not gewußt. Er war unter den Ersten, die soziale Gedichte schrieben. Er hat dabei das Land, das ihm die Sprache schenkte, männlich und ohne Redensart geliebt. Ihm bezeugte er Dauer, ja, ewigen Bestand.

Als er in langer Krankheit gealtert war, fand er die bewundernswerteste Haltung vor dem Tode und die zugleich festesten und hingebendsten Worte angesichts der Ewigkeit. Seine Trauer ist kraftvoll, und kein Abschied vom Dasein wurde jemals weder ergreifender noch stolzer genommen, als in seinen unvergänglichen letzten Gedichten. Er bietet seitdem eines der höchsten Beispiele den Sterbenden, wie er es den Lebenden bietet... Heinrich Heine hat für sich die Zukunft, da schon so viel Vergangenheit für ihn spricht. Er hat den beständigen Ruhm und die nie aussetzende Wirkung. Dies entscheidet. Der hohe Rang seiner dichterischen Kunst ist in aller

abgelaufenen Zeit nie gesunken, und unverändert erhält sich die Neigung des Volkes zu seinen Liedern. Sein Denkmal, wir wissen es und wollen danach handeln, ist unsere noch ungetilgte Schuld an Volk, Dichtung und Zukunft.«

Mit dieser Werbung Heinrich Manns »Für das Heine-Denkmal in Düsseldorf« aus dem Jahr 1929 rundete Prof. Dr. Joseph A. Kruse, der Leiter des Heinrich-Heine-Instituts Düsseldorf, seine Hinführung zu Leben und Werk des Dichters ab und identifizierte sich mit ihr als einer der »abgewogensten, teilnahmsvollsten Würdigungen«, die Heine zuteil geworden sind.

Hatte schon Kruse das gesprochene Wort mit eindrucksvollem biographischem Bildmaterial unterstützt, so setzte die Tagung das Bild noch nachdrücklicher ins Recht, indem sie in langen, dafür nötigen Stunden den Film von Karl Fruchtmann, »Heinrich Heine – Die zweite Vertreibung aus dem Paradies« dem Sehen und Nachdenken zumutete. »Der Film will nicht so tun, als erzähle er anekdotisch ein Leben von der Geburt bis zum Tod eines großen Mannes«, äußerte sich der Regisseur zu seinem Werk. »Er will vielmehr in einzelnen Sequenzen Dinge aussagen, die wahr, aussagewert und aussagenötig sind. Er will dabei sehr filmisch sein, aber sich in seinem äußeren Aufwand begrenzen. Er schafft seine darstellende Wahrheit mittels der Großaufnahme, der Montage und der Verwendung von Stilmitteln eines symbolischen Realismus.« Eine von vielen Pressestimmen, die bestätigt, daß der Versuch gelungen war: »So direkt, so anschaulich und sinnlich wird selten ein Drehbuch in Bilder umgesetzt. Man glaubt, Karl Fruchtmann habe die Bildsprache neu entdeckt.

Gleich am Anfang steht die Erinnerung des Gejagten an altrömische Menschenjagden (mit Juden) – intensiv und hochdramatisch in Bildern vorgeführt. Der Text tritt da ganz zurück. Danach das Selbstgespräch des 'eitlen' Dichters, der erkennen muß, daß er für die Politik weniger ist als ein Mensch: Die Kamera sucht immer wieder das Gesicht, im Widerschein der Eitelkeit, im Spiegel...

Die Bilder schaffen ihre eigene Logik: Zarten Bildern einer empfindsamen Liebesbegegnung folgt die Szene einer anderen Nacktheit – der Gewalt.

Es ist ein schöner, sehr ästhetischer Film, der schöpferisch wirkt, weil er Bilder jenseits der Klischees findet. Es ist aber auch ein anspruchsvoller Film, der geradewegs in

die geistige Welt Heines und seiner Zeitgenossen hinein-führt» (Hessisch Niedersächsische Allgemeine vom 3.12.1983).

Nach Tagungen in Köln und Schwerte war es noch immer eine der ersten »Einladungen« in eine katholische Akademie, die Heinrich Heine widerfuhr. Entsprechend erwartungsvoll waren die Fragen der Tagungsteilnehmer: Welche Art eines weltlichen und säkularisierten Christentums bzw. Judentums wird in seinem Leben und Werk sichtbar? Darf man in Heines »höherem Interesse der Menschheit« eine religiöse Kategorie vermuten? Und wenn dem so ist, wenn Religiöses, Jüdisches, Christliches durch Heine zur Sprache kommt, würde sich der Sprecher nicht gegen jede kirchliche Umarmung wehren? Solchen Fragen nach der »Religion im Werk von Heinrich Heine« wandte sich Dr. Karl-Josef Kuschel, Tübingen, zu. Kuschel unterschied bei Heine eine geliehene und eine nicht mehr geliehene, also authentisch erlittene Religion. Ein erstes Mal sieht er, wie Heine sich Religion leiht: Ohne von ihr erschüttert zu sein, parodiert er sie virtuos, wenn auch durchaus zeitgebunden und unoriginell, um sie in ihrer Verquickung mit der Gewalt und dem Geld zu kritisieren. Kuschel machte allerdings auf den Topos der Schonung Jesu aufmerksam. Jesu Niedrigkeit und die Niedrigkeit seiner Jünger, sofern er ihr irgendwo auf die Spur kommt, erkennt Heine an, und schildert sie liebevoll.

Geliehene Religion taucht bei Heine ein zweites Mal auf in der religiös-visionären Überhöhung von Sozialutopien. Heine kennt die Saint-Simonisten. Die politischen Ideen des Befreiungskampfes der Französischen Revolution, die Heine gerade von ihnen übernimmt, überhöht er enthusiastisch-ästhetisch. Das Fleisch soll rehabilitiert, der Himmel auf Erden verwirklicht, die Gottesrechte des Menschen durchgesetzt, Gott »erlöst« werden: Heine sucht hier nach einem religiösen Ausdruck für eine in Politik nicht auflösbare Utopie des Menschen von sich selbst, und es ist dieser religiöse Vorbehalt, der Heine von Börne und Marx trennt.

Authentische, nicht mehr geliehene, sondern erlittene Religion bescheinigte Kuschel schließlich dem seit 1848 an einer unheilbaren Rückenmarksschwindsucht leidenden Heine. Der »umgewandelte«, »arme todkranke Jude« braucht Gott als Adressaten seiner Klage, wird demütig in der Absage an Atheismus und Pantheismus, wenngleich

er rebellierend bleibt in seiner Absage an Juden und Christen, die ihn nun gerne als Heimkehrten vereinnehmen möchten. Auch als »leidender Christus« mahnt er »mit Mephistolächeln« an, daß Gott mit seiner Schöpfung noch versöhnt werden müsse: »Testfall eines im Medium der Literatur sich vollziehenden Denkens, das die Chancen und Utopien einerseits und die Krisen und Umbrüche des modernen Bewußtseins andererseits spiegelt und so der Religiosität eine kritisch-aufklärerische Bedeutung verschafft, die sie gegen die Einwände der klassischen Religionskritik resistenter macht... Testfall eines modernen Bewußtseins, das unter den Bedingungen der Aufklärung in neuer, gewandelter Weise religiös zu sein vermag.«

Viele Christen fühlen sich in dem geistigen Raum, in dem Heinrich Heine gelebt hat, nach wie vor fremd. Die geistesgeschichtliche Aufarbeitung seiner Epoche, der Zeit nach Lessing und nach der Französischen Revolution ist ein unerledigtes Pensum. Für einen Christen bleibt dieses Pensum solange aufgegeben, als er nicht – »ein Zweifler, doch tapfer« – durch Heines zynische, ja blasphemische Kritik an Staat und Gesellschaft, Literatur und Religion hindurchgegangen ist und wenigstens einige seiner Bücher in sein Gepäck aufgenommen hat.

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: MATERIALIEN 2/87.

„Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anlotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Die mich bedrohn mit giftgetränkten Waffen.“

Heinrich Heine, Buch der Lieder, 3. Fresko-Sonett
an Christian Sethe)

»Nur in der Freiheit gefällt mir das Leben«

Feministische Ansätze in der Romantik?

23. - 24. Mai
Stuttgart-Hohenheim
72 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer

Referate:

Weiblichkeit und schriftstellerische Tätigkeit um 1800
Professor Dr. Marie-Claire Hock-Demarle, Paris

»... Mensch zu Mensch als Mensch ...«
Rahel Varnhagens Streit für die Vernunft auf der Seite der Frauen
Professor Ursula Isselstein Arese, Turin

»Eine Ernte will ich haben wie das Jahr«
Schriftstellerei als Lebensziel – Sophie Brentano-Mereau
Dr. Dagmar von Gersdorff, Berlin

»Herzhaft in die Dornen der Zeit greifen«
Selbstverständnis und soziales Engagement Bettine von Arnims
Dozent Dr. Hartwig Schultz, Frankfurt a.M.

Die Frühromantik erweist sich – dies wurde bei der Tagung, ein sich hartnäckig haltendes Vorurteil korrigierend, deutlich – als Fortsetzung und Vertiefung der Aufklärung; in ihrer spezifischen Ausformung war sie wohl entscheidend von Frauen inspiriert. Die romantischen Schriftstellerinnen rückten in den letzten Jahren wieder verstärkt ins Blickfeld; vor allem feministisch engagierte Frauen entdeckten diese für sich neu – zum Beispiel Bettine von Arnim: Sie, die sich später vornimmt, »herzhaft in die Dornen der Zeit zu greifen«, und die sich dementsprechend auch im politisch-sozialen Bereich



Bettine von Arnim (Bleistiftzeichnung von Wilhelm Hensel)

engagiert, beansprucht schon als junges Mädchen in einem Brief an ihren Bruder, Clemens Brentano, »innere Unantastbarkeit«, denn: »Nur in der Freiheit, in dem Fürsichbestehen gefällt mir das Leben«.

In seinen Ausführungen ging Hartwig Schultz auf das wichtige literarische Leitbild der Lucinde (aus dem gleichnamigen Roman von Friedrich Schlegel, erschienen 1799) ein:

Die Lucinde stellt nach meiner Auffassung das Ideal einer emanzipierten Frau dar. Sie ist nicht der Typ der bescheiden waltenden Hausfrau, sondern eine dem Manne in manchem überlegene, höchst geistreiche Frau, die zugleich alle Qualitäten einer sinnlich begehrenswerten Partnerin hat. Schlegel wendet sich bewußt gegen die Leitbilder des 18. Jahrhunderts. Im Vergleich zu früheren literarischen Darstellungen tritt uns hier zum ersten Mal eine sehr selbstbewußte, dem Mann in vieler Hinsicht überlegene Frau entgegen mit eigenständiger, ausge-

prägter Persönlichkeit. Viel häufiger gibt es zuvor und dann auch wieder nach Schlegel die Darstellung natürlich-naiver Wesen, die sich zwar durch faszinierende Schönheit auszeichnen, aber eigentlich nur als Objekte der Anbetung vorgeführt werden, kaum als eigene Persönlichkeiten. Daneben – und ich lege Wert auf dieses *N e b e n* einander – gibt es natürlich in der Literatur immer wieder die sinnlichen oder die praktisch-mütterlichen Frauengestalten. Die Lucinde nun ist alles zugleich: sie ist die stilisierte, in den Himmel gehobene Geliebte, die geistige Partnerin, das sinnliche Weib und die Frau, der auch die Treue gilt. Dies ist jedenfalls die Idee des Romans, und diese ist – hier muß man Schleiermacher recht geben, der den Roman mit seiner »Fortsetzung« gegen zahlreiche Angriffe verteidigte – hochmoralisch. Vorher gab es zwar die absolute Sanktionierung der Ehe, aber gegen eine Geliebte nebenher hatte man wenig einzuwenden.

Das Bild einer solcherart emanzipierten »universellen« Frau, die sich im Roman auch im Rollentausch mit dem Mann übt, war von den Brüdern Schlegel durchaus als Gegenbild zum herrschenden Ideal gedacht, wie es z. B. in Schillers 'Würde der Frauen' entworfen ist. August Wilhelm Schlegel formulierte damals höhnisch in einem unveröffentlichten Gedicht:

»Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe,
Wohlig und warm, zu durchwateten Sümpfen,
Flicken zerrissene Pantalons aus;
Kochen dem Manne die kräftigen Suppen,
Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
Halten mit mäßigem Wochengeld haus.

Doch der Mann, der tölpelhaft,
Find't am Zarten nicht Geschmack.
Zum gegornen Gerstensaft
Raucht er immerfort Tabak;
Brummt wie Bären an der Kette,
Knufft die Kinder spat und fruh;
Und dem Weibchen nachts im Bette,
Kehrt er gleich den Rücken zu.»

Die emanzipatorische Haltung der Frühromantik bleibt jedoch eine kurze Episode, und bereits bei Achim von Arnim finden wir eine Kritik der Lucinde, die deutlich macht, daß die Überlegenheit der Frau, die in diesem

Liebesverhältnis erkennbar schien, ihrerseits Ziel des Spottes wurde – selbst bei den Romantikern.

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: MATERIALIEN 5/87.

Hier sei auf die damals gerade erschienene Dokumentation einer Tagung vom September 1986 hingewiesen: *Eva – Verführerin oder Gottes Meisterwerk? Philosophie- und theologiegeschichtliche Frauenforschung*, hrsg. von Dieter R. Bauer und Elisabeth Gössmann (Hohenheimer Protokolle, Bd. 21), Stuttgart 1987.

Ich sehe nicht ein, warum wir uns immer um die Männer ...kümmern sollen; die Geschichte der Frauen ist meist viel interessanter.

(Theodor Fontane, Unwiederbringlich, 1892)

Wiedergelesen: Heimito von Doderer »Die Strudlhofstiege«

10. März 1987
Stuttgart-Hohenheim
13 Teilnehmer

12. März 1987
Weingarten
42 Teilnehmer

Tagungsleitung und Referentin:
Elisabet Plünnecke



Heimito von Doderer ist, 20 Jahre noch nach seinem Tod, der Geheimtip einer nicht sehr großen Zahl faszinierter Kenner. Sie waren bei den Tagungen vertreten, neben Interessierten, die sich erst einführen lassen wollten in Doderers zentrales Werk »Die Strudlhofstiege«. Auch sie wurden von der raffinierten Roman-Bau- und Sprachkunst des Zauberers Doderer gefangen.

Die Strudlhofstiege, die reizvolle Treppenarchitektur in Wiens 7. Bezirk, ist Leitmotiv tragischer und komischer Geschehnisse, Begegnungen, Schicksale im Österreich der großen Veränderungen zwischen 1910 und 1925. Sie ist die Rampe für die Fülle der Figuren, die der Welttheater-Puppenspieler hervorholt und für eine Zeit wieder verschwinden läßt. Kultur der Donaumonarchie mit allen Nuancen und ihr Zerfall, ihr Bruch wird nicht beschrieben, sondern sichtbar, hörbar, spürbar. Licht, Schatten, Jahreszeiten, Tageszeiten, Natur, Landschaften, Plätze, Straßen, Fassaden, Interieurs sprechen, spielen mit. Der

Leser wird ins Mittelalter eingesogen. Und, reizvoll, wechselnd, wieder in Distanz entlassen, wenn sich der Erzähler ironisch, wissend, kommentierend einschaltet. Wien, Österreich, Welt 1910 bis 1925 um die Menschwerdung eines unauffälligen Mannes, mit raffinierten Vorausblikken und Rückblenden, inneren Monologen à la James Joyce, Erinnerungsgeschmack la Marcel Proust, elegant eingewickelt in eine Zwillinge-Verwechslungs-Kriminal-Geschichte.

Die Soldaten

Eine Oper von Bernd Alois Zimmermann

28. - 29. März 1987
Stuttgart-Hohenheim
42 Teilnehmer

Tagungsleitung:
August Heuser

Referenten:
Dr. Klaus Ebbeke, Berlin
Professor Bernhard Kontarsky, Stuttgart
Dr. Klaus-Peter Kehr, Stuttgart

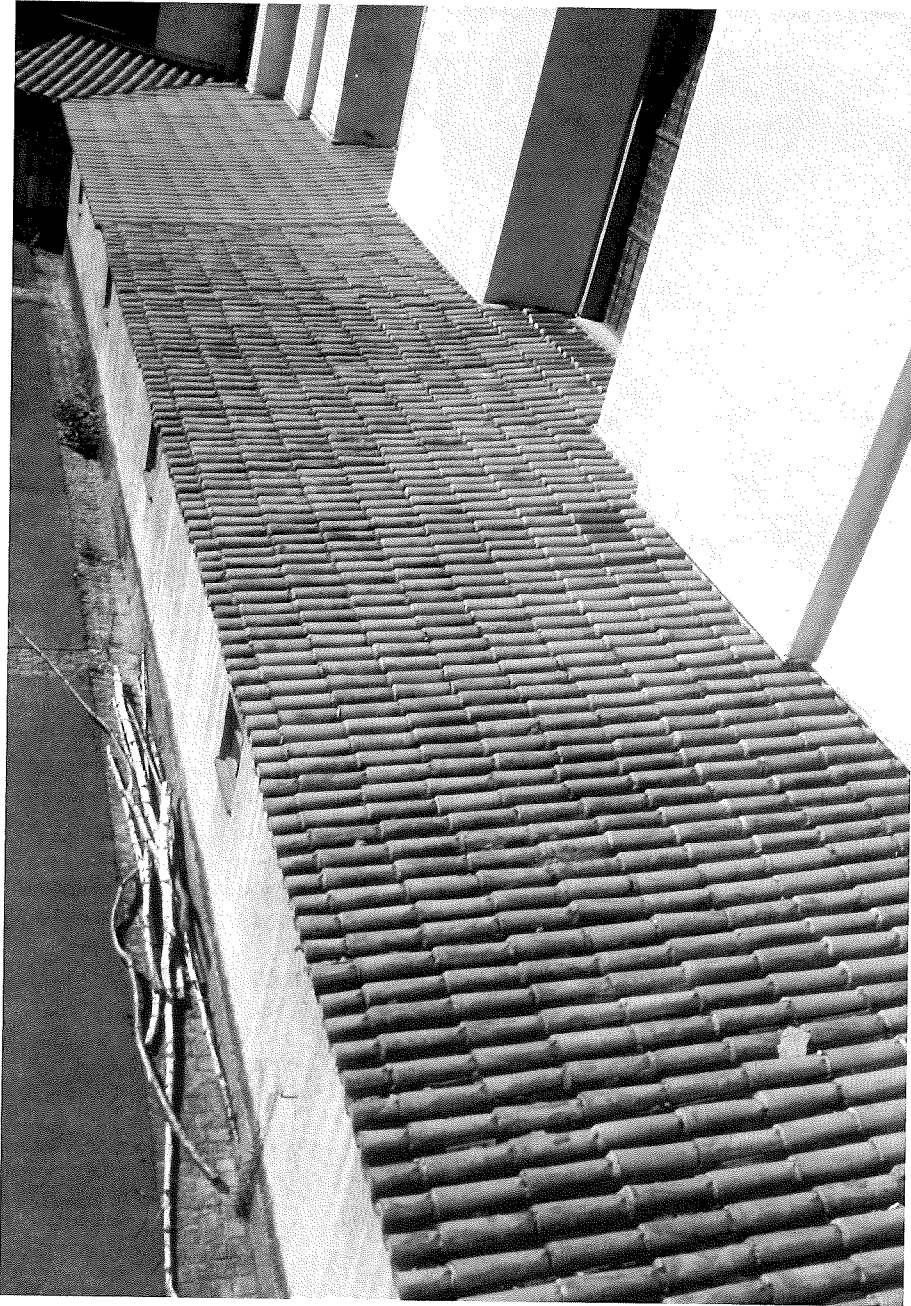
Zeitgenössische Musik hat in der Öffentlichkeit unter allen Künsten den schwersten Stand. Sie findet kaum Publikum, sie wird öffentlich nicht rezipiert. Die Akademie will mit ihrem Engagement für die Kunst auch für die zeitgenössische Musik Aufmerksamkeit und Öffentlichkeit herstellen. Eine besondere Gelegenheit dazu bot die Stuttgarter Erstaufführung der Oper 'Die Soldaten' (1965) von Bernd Alois Zimmermann, einmal weil deren Sujet die große Frage nach Schuld und Verhängnis stellt, aber auch, weil sich der Komponist immer als katholischer Künstler verstand.

Über seine Oper 'Die Soldaten' schreibt Bernd Alois Zimmermann:

Ich hatte das Stück des Stürmer und Drängers in sehr jungen Jahren gelesen und stieß nun auf Lenzens »Anmerkungen übers Theater«. Die unerhörte Kühnheit dieser theoretischen Schrift, in Lenzens Straßburger Zeit 1771 entstanden, wies in eine Richtung, welche in geradezu frappierender Weise mit meinen musikdramaturgischen Vorstellungen von einer Form – die ich dann allen Mißverständnissen zum Trotz »Oper« genannt habe – übereinstimmte. Das Erregendste für mich war wohl vor allem der Lenzsche Gedanke von der Einheit der inneren Handlung, welcher die »Soldaten« in so unerhörter Weise bestimmt und Lenz veranlaßte, sich von der »jämmerlich berühmten Bulle der drei Einheiten« (nämlich des Ortes, der Handlung und der Zeit) loszusagen. Konsequenz

aus: Die Soldaten, Intermezzo 2. Akt

werden bei Lenz also die drei klassischen Einheiten negiert, mehrere Handlungen übereinander geschichtet: eine Vorwegnahme des Joyceschen »Studentenanzes der Simultaneität«. Nicht das Zeitstück, das Klassendrama, nicht der soziale Aspekt, nicht auch die Kritik an dem »Soldatenstand« (zeitlos vorgestern wie übermorgen) bildeten für mich den unmittelbaren Beziehungspunkt, sondern der Umstand, wie alle Personen der 1774–1775 von Lenz geschriebenen »Soldaten« unentrinnbar in eine Zwangssituation geraten, unschuldig mehr als schuldig, die zu Vergewaltigung, Mord und Selbstmord und letzten Endes in die Vernichtung des Bestehenden führt. Nicht etwa so sehr durch das Schicksal bedingt, »die blinde Moira« – wie sie noch die alten Griechen verstanden –, werden Menschen, wie wir ihnen zu allen Zeiten begegnen können, durch die Konstellation der Klassen, Verhältnisse und Charaktere einem Geschehen unterworfen, dem sie nicht entfliehen können.





Friedrichshafen: zerstörte Nikolauskirche (1945)

Kirche nach Nationalsozialismus, Krieg und Vertreibung

Das Beispiel Württemberg

Studientagung mit dem Geschichtsverein der Diözese
Rottenburg-Stuttgart
4.–9. Oktober
Weingarten
53 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dieter R. Bauer
Msgr. Paul Kopf

Referate:
*Wissenschaftliche kirchliche Zeitgeschichte:
eine spät erkannte, aber unumgängliche Notwendigkeit*
Professor Dr. Victor Conzemius, Luzern

Das „Abendland“ – ein Topos bei Besinnung und Neuanfang

Professor Dr. Heinz Hürten, Eichstätt

*Joannes Baptista Sproll, Bischof von Rottenburg
Sein Wirken von der Heimkehr aus der Verbannung bis zu
seinem Tod (12. Juni 1945 bis 4. März 1949)*

Msgr. Paul Kopf, Ludwigsburg

Der Kampf um die Konfessionsschule
Professor Dr. Rolf Winkeler, Freiburg i. Br.

*Die Eingliederung der Vertriebenen:
Das Beispiel Ludwigsburg*
Dr. Wolfgang Schmierer, Stuttgart

*Die pastorale Organisation nach 1945
Improvisationen und Bleibendes*
Prälat Johannes Barth, Ellwangen

*Zeitzeugen berichten:
Heimatlosenseelsorger auf dem Michaelsberg*
Professor Dr. Stefan Kruschina, Ammerbuch

Caritas nach 1945
Anton Laubacher, Stuttgart

*Alfons Maria Härtel und die Anfänge der Flüchtlings- und
Vertriebenenseelsorge*
Professor Dr. Joachim Köhler, Tübingen

Die Staatsleistungen an die Kirchen
Dr. Gregor Richter, Stuttgart

Der Kirchbau nach 1945
Rudolf Fath, Stuttgart

Das Gesangbuch der Diözese Rottenburg von 1949
Dr. Werner Groß und Bernhard Schmid, Rottenburg

Neubeginn der kirchlichen Presse
Alois Keck, Esslingen

Neuanfang kirchlicher Jugendarbeit in einer „geteilten“ Diözese
Ernst Brüstle, Rottweil
Theresia Hauser, Germering
Paul Müller, Stuttgart
Dr. Leopold Schuler, Rottenburg
Eva Wachter, Markdorf

*Die Diözesanakademie in Stuttgart-Hohenheim
Vorreiter in Deutschland*
Dr. Gebhard Fürst, Stuttgart

*Exkursion:
Wiederaufbau einer zerstörten Stadt:
Das Beispiel Friedrichshafen*
Dr. Georg Wieland, Friedrichshafen

Einführung in die Schlußdiskussion
Professor Dr. Rudolf Reinhardt, Tübingen

Ein Großteil der Beiträge dieser Studientagung wird im Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte (Bd. 7, 1988) erscheinen.

Im Katholischen Sonntagsblatt vom 8. November 1987 wurde berichtet:

Rückblick in die Zeit nach dem Krieg

WEINGARTEN (röm). – Der Gang der katholischen Kirche durch die unmittelbare Nachkriegszeit beschäftigte den Geschichtsverein der Diözese auf seiner diesjährigen Studientagung. Gemeinsam mit der Katholischen Akademie lud er seine Mitglieder und zeitgeschichtlich Interessierte zu „Kirche nach Nationalsozialismus, Krieg und Vertreibung: das Beispiel Württemberg“ nach Weingarten ein.

Die Integration der Vertriebenen bedeutete für die Kirche nach dem Krieg eine der bedeutendsten Herausforderungen. Die heimatsuchenden Flüchtlinge aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, aus der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Polen, der Sowjetunion und Bulgarien, die zu zwei Drittel katholisch waren, ließen die Anzahl der Katholiken in Württemberg in die Höhe schnellen. Sie siedelten sich überwiegend in den Diasporagebieten Nordwürttembergs an, da die französische Besatzungsmacht den Süden gegen den Zustrom von Flüchtlingen abschottete. In manchen Städten Nordwürttembergs vervierfachte sich der Katholikenanteil, wie Prälat Johannes Barth, lange Zeit Vertriebenenreferent in der Bistumsleitung, nachwies. In der Folge dieser Entwicklung mußten neue Pfarreien gegründet werden. Bis zum 1. Oktober 1974 wurden nach Angaben von Rudolf Fath aus Stuttgart 435 neue Kirchen und 33 Notkirchen gebaut. Heimatlosenseelsorger, selber Vertriebene, erzählten auf der Tagung von ihren Schwierigkeiten, in der Diözese Fuß zu

fassen, von ihrer eigenen Not und der Not ihrer Pfarrkinder. Die Caritas richtete Kreisstellen ein, um den Flüchtlingen besser helfen zu können, berichtete der langjährige Caritasmitarbeiter Anton Laubacher aus Stuttgart. Msgr. Paul Kopf referierte über Bischof Sproll. Der Rottenburger Oberhirte kehrte aus der Verbannung zurück und leitete die Diözese noch bis zu seinem Tod am 4. März 1949. Sein Name, der während der Nazizeit nicht mehr erwähnt werden durfte, stand auch im Mittelpunkt der ersten Ausgaben des Katholischen Sonntagsblatts im Jahre 1945, das dem stark gewachsenen Informationsbedürfnis der Bevölkerung nach Jahren der Pressezensur nachzukommen versuchte. „Man hat sehr schnell sehr viel Positives berichtet“, wußte der derzeitige Chefredakteur des Sonntagsblattes, Alois Keck, zu berichten. In der Jugendarbeit richtete sich der Blick nach vorne. „Wir haben damals nicht reflektiert, was in der Zeit des Nationalsozialismus gewesen war. Wir sagten dafür einfach: nach dem Zusammenbruch“, erklärte eine damalige Diözesanführerin der Katholischen Mädchenjugend den Zuhörern. Katholische Jugendgruppierungen, die sich während des Krieges im Untergrund auf die Zeit nach dem Nationalsozialismus vorbereitet hatten und eher sozialkritisch eingestellt waren, konnten sich nach Aussage von Paul Müller, einem der damals Verantwortlichen, nach dem Krieg mit ihren Vorstellungen nur begrenzt durchsetzen.

Hohenheimer Symposion zur Christlichen Pädagogik 1987

Technologie und Bildung

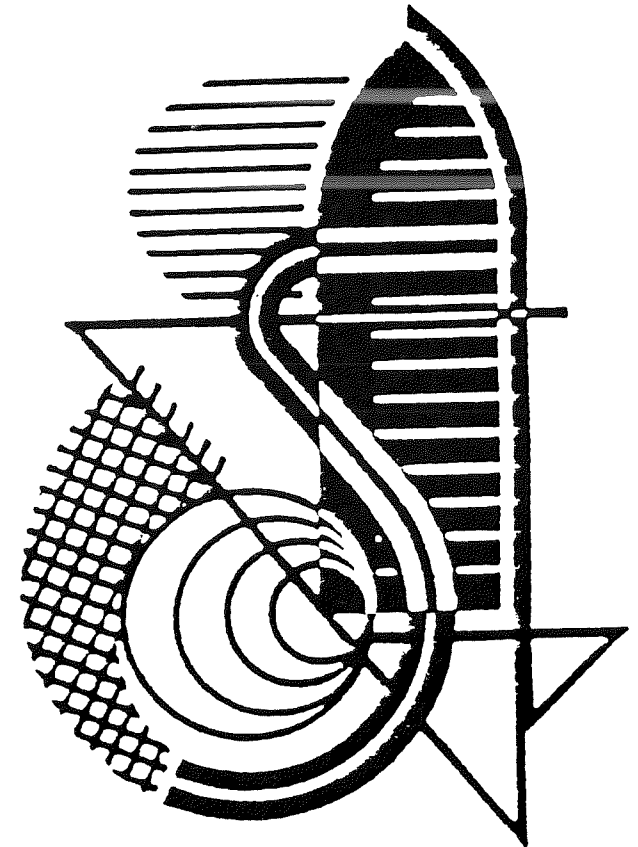
Fachgespräch
23. - 25. Februar 1987
Stuttgart-Hohenheim
22 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Franz Josef Klehr, Stuttgart

Referenten:
Oberstudienrat Udo-Michael Schampel, Ministerium für Kultus und Sport, Stuttgart
Oberstudienrat Rudolf Pfaff, Landesinstitut für Erziehung und Unterricht, Stuttgart
Dr. Hermann Boventer, Bergisch Gladbach
Wiss.Ass. Jochem Gieraths, Stuttgart-Hohenheim
Professor Dr. Dr. Werner Wiater, Clausthal-Zellerfeld
Professor Dr. Franz Pöggeler, Aachen

Das Symposion christlicher Erziehungswissenschaftler versteht sich als Ort der situationsbezogenen Behandlung fundamentaler Bildungsprobleme. Diesmal waren »neue Technologien« mit dem dazugehörigen gesellschaftlich-politischen Kontext die Sachfelder, in denen prinzipiell nach »Philosophie der Technik«, anthropologischen und theologischen Implikationen und Konsequenzen für eine christliche Pädagogik gefragt werden sollte.

Udo-Michael Schampel und Rudolf Pfaff vertraten die Konzeption der baden-württembergischen Landesregierung: Zeitgemäße Orientierung und Engagement in technischer Zivilisation und Welt setzt neben Allgemeinbildung eine informationstechnische Grundbildung voraus. Bei Vermittlung von Grundkenntnissen über Computer und Informatik in der Schule sollen zugleich die Leistungsgrenze der Rechner und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen erzieherisch mitbehandelt werden.



Graphik: Paulfried Martens

Problemanzeigen:
Rechner als unbekannte, unverstandene Größen!
Kompliziertheit = hohe = teure Störanfälligkeit!
Vernachlässigung von Allgemeinbildung, anderen Kulturtechniken, unmittelbarer Erfahrung, Beziehungsebene, Verantwortungsebene!
Wo urgieret Industrie die Schule?

Hermann Boventer, Bergisch Gladbach, berichtete anhand von Stephan V. Monsma, Responsible Technology. A Christian Perspective, Grand Rapids, Michigan 1986, über (typisch) nordamerikanische Versuche, die macht- und wertrelevante Technologie positiv zu deuten

als »humane Kulturtätigkeit, in welcher die Menschen ihre Freiheit ausüben, in Verantwortung vor Gott das Werk der Schöpfung gestalten und es verändern unter Zuhilfenahme von Werkzeugen und Methoden für praktische Zwecke.«

Problemanzeigen:

Läßt sich der neuzeitliche Vernunftgedanke der ratio technica mit Religion versöhnen?

Wie sind philosophisch und erzieherisch Logos und Ethos zu vermitteln?

Wie kann – ohne Fundamentalismus – ethische Vernunft in den öffentlichen Diskurs eingebracht werden?

Wie ist dabei dem Wertnegativismus der Medien zu begegnen?

Jochem Gieraths, Universität Hohenheim, wählte die technikkritische Verweigerung der Jugend als Ausgangspunkt. Mangelhaftes Geschichtsbewußtsein, unzureichendes Bewußtsein von der Bedeutung des Rechts- und Verfassungsstaates und seiner Institutionen machen »Technik und Staat« zum Problem: Welche religiös-ethischen Inhalte und politischen Formen können die Verantwortung gegenüber den Lebensrechten der künftigen Generationen gewährleisten? Daß nämlich die Industriegesellschaft das Humanum der Geschichte und die Geschichte des Humanum negiert hat, schlägt heute auf sie selbst zurück und bedroht die Fundamente der Gesellschaft. Bedarf nicht der Staat als »Wirklichkeit der sittlichen Idee« (Hegel) der Vermittlung mit einer religiösen Instanz?

Problemanzeigen:

Zwar Hegel neu denken, aber »nach Nietzsche«, d.h. kritisch in Bezug auf »religiöse Substanz« und »Staat«.

Neben Rekurs in die Geschichte: Christlicher Rekurs auf humane Grundbefindlichkeiten (Person), die von Schöpfungs- und Offenbarungsglauben getragen sind.

Wie ist Emanzipation des Menschen als Vermittlung von Subjekt, Gesellschaft und Natur pädagogisch machbar?

Werner Wiater, Clausthal-Zellerfeld, forderte, daß kritische Verarbeitung der Technikfolgen und Bewältigung der Technikfaszination nicht in Ethik- oder Religionsunterricht abgedrängt werden dürfen, sondern im Informatikunterricht selbst geleistet werden müssen. Nur in Sachkenntnis gelingt sozialetisch fundierte Kritik.

Problemanzeigen:

Speziell christlicher Beitrag – wie? Ist er verallgemeinerungsfähig?

Rahmenrichtlinien: Wie wird Technikkritik adäquat in Technik eingebracht?

Druck (wirtschafts-)politischer Vorgaben!

Franz Pöggeler, Aachen, postulierte ein Wächteramt der Pädagogen über Sinn und Nutzen von Techniken in der Schule. Rückblick auf Phasen neuer Technologien im Bildungsweg und entsprechende Erfahrungen verweisen vor allem auf Allgemeinbildung, Kreativität, Normativität, Würde des Menschen als Ermöglichung wertender Kritik.

Problemanzeigen:

Schule als Ort der Technikkritik – wie?

Allgemeinbildung als »geistiges Band«, ganzheitliche Verbindung von Humanität und Fortschritt – auf welcher Überzeugungsgrundlage? Ist christliches Weltbild kommunizierbar?

In Schule hereindrängendes Karrieredenken!

Bei der Diskussion der angezeigten Probleme ergaben sich diese weiterführenden Themen:

Postulat einer Neuthematisierung von Metaphysik: Vermittlung von Aufklärung und Religion.

Wenn unplausible religiöse Unmittelbarkeit kein Weg ist, wo gibt es dann Ausweg aus religiöser Sprachlosigkeit?

Religiöse Sprache in der Schule – wie?

Christlichkeit der (christlichen) Schulen heute (Bilanz)?

Oft verlangte »ethische Dimension« in Technik oder Pädagogik: Was bedeutet sie präzise?

Eine Tagungsdokumentation ist bei der Akademie erhältlich: Hohenheimer Protokolle, Bd. 23.

Qualitatives Wachstum

8. Dezember 1987
Weingarten
17 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth
Rainer Öhlschläger

Referent:
Dr. Christian Lutz, Direktor des Gottlieb Duttweiler Instituts Rüslikon/Zürich

Definition und Zielvorstellungen des qualitativen Wachstums

»Qualitatives Wachstum ist jede nachhaltige Zunahme der gesamtgesellschaftlichen und pro Kopf der Bevölkerung erreichten Lebensqualität, die mit geringerem oder zumindest nicht ansteigendem Einsatz an nicht vermehrbaren oder nicht regenerierbaren Ressourcen sowie abnehmenden oder zumindest nicht zunehmenden Umweltbelastungen erzielt wird.

Unter Lebensqualität wird die Befriedigung sowohl materieller als auch immaterieller Bedürfnisse verstanden. Sie geht mit anderen Worten über den bloßen wirtschaftlichen Wohlstand hinaus und umfaßt auch das subjektive Wohlbefinden. Sie beinhaltet damit auch Umweltqualität als Verbesserung der biologischen, natürlichen und kulturellen Komponenten des Wachstums, die Verteilungsproblematik im Sinne der Chancengleichheit sowie jene Arbeit, die als Element der Lebensqualität gelten darf. Umgekehrt wird die Arbeit, soweit sie der Lebensqualität Abbruch tut, auf der Seite des Ressourceneinsatzes und der Umweltbelastung eingeordnet.



Gesamtwirtschaftlich gesehen bedeutet qualitatives Wachstum eine Orientierung auf einen international wettbewerbsfähigen Typus der Wertschöpfung, der mit weniger externen Kosten und Belastungen Dritter sowie geringerem Aufwand an Rohstoffen und Energie verbunden und durch den Einsatz von mehr Fähigkeitskapital gekennzeichnet ist.«

(aus: Qualitatives Wachstum. Bericht der Expertenkommission des Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement; hrsg: Bundesamt für Konjunkturfragen, Schweiz, Studie Nr. 9, S. 15)

- **Betriebe konkurrieren mit ihren Produkten.**
- **Betriebe konkurrieren mit ihrer Organisation**
- **Künftig konkurrieren Betriebe über ihre Investitionen in »Humankapital«.**

Öffentliche Verwaltung: Brücke zum oder Barriere für den Bürger?

Tagung in Zusammenarbeit mit der Landeszentrale für
politische Bildung
1.-2. Oktober 1987
Weingarten
25 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Paul Dingwerth
Dr. Hermann-Josef Schmitz
Karl Maissenhälter, Landeszentrale für politische Bildung

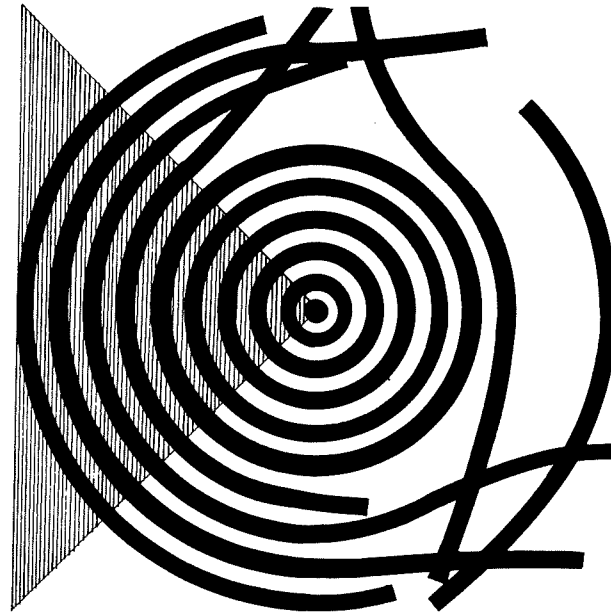
Referenten:

Professor Dr. Eberhard Laux, Düsseldorf/Speyer
Professor Dr. Gerhard Wittkämper, Münster

Auszug aus dem Referat von Professor Wittkämper »Leit-
und Zerrbilder öffentlicher Verwaltung«:

Wenn es heute in der öffentlichen Verwaltung der Bun-
desrepublik rund 4,2 Millionen Frauen und Männer gibt,
die dort tätig sind, und wenn es Millionen von Bürgern
und Tausende von Institutionen gibt, die in irgendeiner
Weise in Beziehungen zu diesen Frauen und Männern
der öffentlichen Verwaltung stehen, dann sieht man, wie
groß die Bedeutung des Gegenstands ist, über den wir
sprechen.

Das heutige Leitbild des öffentlichen Dienstes ist durch
Verfassungstreue, politische Zurückhaltung und Bürger-
orientierung gekennzeichnet, so, wie es etwa die 52-57
des Bundesbeamtengesetzes zum Ausdruck bringen,
und wie es ähnlich auch durch Rechtsnormen und
Rechtslehre für die Arbeitnehmer entwickelt worden ist.
Das Zerrbild zu diesem Leitbild ist der bürokratische



Design: Dieter Grob

Virtuose, der nicht verfassungstreue, der politisch par-
teiliche öffentliche Dienst.

Was veranlaßt uns eigentlich in dieser Zeit, über die
Leitbilder und Zerrbilder zu diskutieren?

Es sind zum einen die *ökonomisch-finanziellen* Sach-
zwänge, die bei der ungeheuren Ausweitung des öffent-
lichen Sektors immer stärker dazu zwingen, für das
Handeln des Verwaltungsbetriebes Leitbilder zu entwik-
keln und Zerrbilder als Gegenbilder dieser Leitbilder zu
vermeiden.

Die überragende Bedeutung der *Umweltproblematik*
zwingt uns sodann, alle hier bestehenden Leitbilder zu
überprüfen und, soweit es sich um Teil-Leitbilder han-
delt, zu einem Gesamtbild zu vereinen. Ich nenne nur
eine der viel diskutierten Fragen: Soll es im Verhältnis des
Menschen zu den Lebewesen, mit denen er diese Welt
teilt, bei einem anthropozentrischen Leitbild bleiben,
oder sollen wir in Leitbildern denken, in denen Men-
schen, Tiere, Pflanzen, Mikroorganismen in einer
bestimmten Gleichwertigkeit gedacht werden?

Eine weitere Quelle der Leit- und Zerrbild-Diskussion: Als
das Grundgesetz gemacht wurde, haben sich viele die

Grundrechte und Menschenrechte als etwas eindeutiges vorgestellt, dessen Gehalt über die Zeiten hinweg stabil bleibe. Wir wissen heute, nicht nur als Juristen, daß die Grundrechte auch Auffangbecken für soziale und ökonomische Dynamik sind und demgemäß einen Bedeutungswandel erfahren können. Es gibt deshalb ja auch eine Fülle von Theorien der Grundrechtsinterpretationen. Die *Dynamisierung der Verfassungsinterpretation* ist also eine weitere Quelle für die Diskussion.

Die internationale Friedensproblematik, die Friedensbewegung und insgesamt das Problem des politischen Friedens in der Welt, der Zukunftsfähigkeit der Weltkooperation, wirft sodann die friedenspolitische Dimension der Leitbildfrage auf.

Unter dem Stichwort Tschernobyl sind die *technisch-naturwissenschaftlichen Gefahrenpotentiale* der heutigen Welt angesprochen, zu denen sich Biotechnologie, Gentechnologie, Chemie und vieles andere addiert.

An vorletzter Stelle möchte ich noch die immer stärkere Abhängigkeit unserer Gesellschaft von dem *Dienstleistungssektor* nennen. Wenn in einer Gesellschaft der Dienstleistungssektor so wächst, wie dies in der Bundesrepublik Deutschland der Fall ist, dann stellt sich automatisch die Frage ein, ob nicht die öffentlichen Dienstleistungen leitbildmäßig in das Leitbild eines Gesamtdienstleistungssektors hinein novelliert werden müssen.

An letzter Stelle unter den Quellen der Diskussion möchte ich den *Wertewandel* nennen. In der Wertewandeldiskussion hat sich doch jenseits allen Streites der Befund ergeben, daß wir heute den Selbsterfüllungskonzepten, einerseits der Frauen und Männer in der Verwaltung, andererseits der Bürgerinnen und Bürger, die auf die Verwaltung zugehen, eine immer größere Bedeutung beimessen. Wir wollen nicht den seiner Berufswelt und Arbeitswelt entfremdeten Mitarbeiter der öffentlichen Verwaltung, wir wollen aber auch nicht den der öffentlichen Verwaltung entfremdeten Bürger. Entfremdung, verstanden als Machtlosigkeit, Bedeutungslosigkeit, Sinnverlust.

Diese Skizze über die Quellen der Diskussion der Leitbilder und Zerrbilder konnte nicht vollständig sein. Ich habe nur einige wesentliche Quellen dieser Diskussion anzudeuten versucht.

Ich möchte nun abschließen mit einigen Überlegungen zum neuen Leitbild der Verwaltung.

Ich schlage insgesamt ein Vier-Säulen-Konzept für das

neue Leitbild der Verwaltung vor, und die vier Säulen sind die folgenden:

Säule 1 ist die *demokratische Rechtsstaatlichkeit* im Sinne der Festigung der Demokratie und der Sicherung der Rechtmäßigkeit der Verwaltung, formell wie materiell.

Säule 2 ist das, was Frido Wagener schon die *Effektivität* nannte, bestehend aus Wirtschaftlichkeit einerseits und Leistungsfähigkeit bis hin zu persönlicher Kompetenz andererseits. Hier unter der Leistungsfähigkeit wären etwa im einzelnen immer wieder neu die Kompetenzen zu definieren, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Verwaltung aufweisen müssen: fachliche Kompetenzen, persönliche Kompetenzen, kommunikative Kompetenzen, soziale und kulturelle Kompetenzen.

Säule 3: *Legitimität*, verstanden als Bürgernähe im Sinne von Offenheit und Bürgerteilhabe und verstanden als zeitnahe Problemverarbeitung der Lebenslage von Menschen durch die öffentliche Verwaltung, also verstanden als Nähe der Problemverarbeitung zum Bürger hin.

Säule 4 erscheint mir unter dem Wertewandel besonders wichtig. Ich möchte sie die *gewachsene Bedeutung der Selbstbestimmung* nennen, einerseits beim Bürger, andererseits bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der öffentlichen Verwaltung. Die neue Selbständigkeit, von der wir heute vielfach sprechen, um das neue Leitbild von Frauen zum Ausdruck zu bringen, ist mehr als ein Frauen-Leitbild, sie betrifft eine Verschiebung auf der Leitbildachse, bei der die herkömmlichen Pflichtwerte durch Selbstentfaltungswerte ergänzt werden.

Wenn Sie also so wollen, dann verlangt das neue Leitbild ein neues Gleichgewicht, nämlich von Verfassungstreue-Leitbildelementen und Pflicht-Leitbildelementen einerseits und Selbstentfaltungs-Leitbildelementen andererseits. Wir sollten uns allerdings nichts vormachen: Die Arbeit an diesem neuen Gleichgewicht fordert uns noch eine Menge Kraft ab. Denken Sie nicht nur an die Umweltfrage und die Friedensfrage, sondern denken Sie in diesem Zusammenhang auch an den ökonomischen Strukturwandel und die zukünftige Rolle der öffentlichen Verwaltung im Wirtschaftssystem, denken Sie schließlich aber auch, wie es die Medienberichte 1978 und 1985 der Bundesregierung nahelegen, daran, daß unsere Demokratie sich in einen neuen Demokratietypus verwandelt, die kommunikative Demokratie, mit zum Teil völlig neuen technischen, intellektuellen und sozialen Technologien.

Politische Beteiligung von Ausländern

Das kommunale Wahlrecht

10.–11. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
78 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Klaus Barwig
Klaus Lörcher, Stuttgart
Dr. Christoph Schumacher, Stuttgart

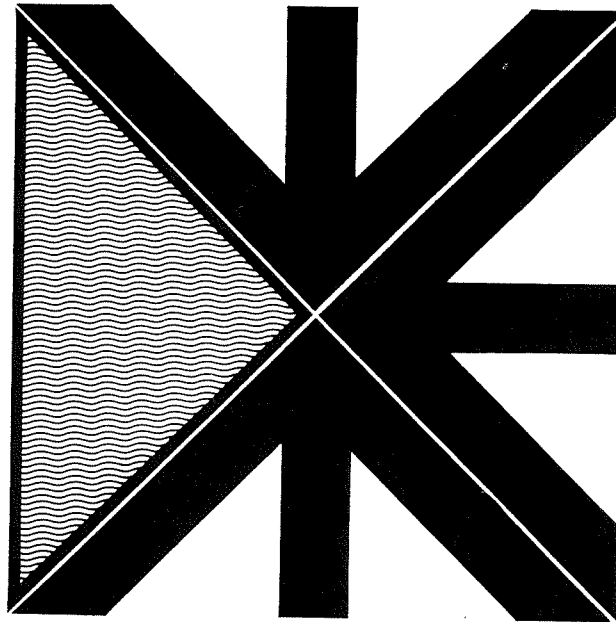
Referenten:

Secil Arda, Enschede (NL)
Professor Dr. Volker Eid, Bamberg
Amadeus Hempel, Hamburg
Dr. Lutz Hoffmann, Bielefeld
Professor Dr. Peter Kühne, Dortmund
Dr. D. Nickel, Brüssel
Ulrich Pfeifle, Aalen
Dr. Klaus Sieveking, Bremen
Professor Dr. Manfred Zuleeg, Frankfurt

Ein Tagungsbericht der Deutschen Welle vom 16.12.1987
Manuskript: Manfred Bohr
Redaktion: Dr. Alexander Kudascheff

Das kommunale Wahlrecht für Ausländer in der Diskussion

Rund 100000 in Hamburg lebende Ausländer werden aller Voraussicht nach im Jahr 1991 zum ersten Mal an der Wahl zum Gemeindeparlament teilnehmen können. Seit dem Beschluß des Hamburger Landesparlaments hat die Debatte darüber, ob man ähnlich wie in einigen anderen europäischen Ländern auch in der Bundesrepublik Deutschland Ausländern das aktive und passive Wahlrecht auf kommunaler Ebene einräumen soll, neuen



Design: Dieter Grob

Auftrieb erhalten. Unverkennbar ist, daß immer mehr Deutsche Mitgestaltungs- und Mitwirkungsrechte für rund 4,5 Millionen Ausländer in den Gemeinden und Städten befürworten.

Einer von ihnen ist Ulrich Pfeifle, der Oberbürgermeister der süddeutschen Stadt Aalen. Das Stadtoberhaupt, das auch dem Landesvorstand der SPD von Baden-Württemberg angehört, kündigte auf einer dieser Tage stattgefundenen Veranstaltung der Diözese Rottenburg-Stuttgart an, sich bei seinen Kollegen, den Bürgermeistern und Oberbürgermeistern deutscher Städte mit Nachdruck für die politische Mitwirkungsrechte der in der Bundesrepublik Deutschland lebenden Ausländer einzusetzen.

Der Oberbürgermeister von Aalen hat bereits eine ganze Reihe von Verbündeten unter seinen Berufskollegen, wie zum Beispiel den Oberbürgermeister Hannovers, der sich bereits vor über zehn Jahren als einer der ersten Kommunalpolitiker in Deutschland für das Kommunalwahlrecht für Ausländer ausgesprochen hat. Pfeifle meint, daß Ausländer in den Gemeinden und Städten die gleichen Pflichten wie deutsche Bürger hätten und ihnen

deshalb auch gleiche Rechte eingeräumt werden müßten. Über 60 Prozent der Türken, Jugoslawen, Griechen, Spanier, Portugiesen, Tunesier und Marokkaner lebten bereits länger als 10 und 15 Jahre in der Bundesrepublik. Sie seien, so der Oberbürgermeister Aalens, längst keine Gastarbeiter mehr, sondern Mitbürger. Die deutschen Gemeinden und Städte seien zu ihrem Lebensmittelpunkt geworden.

Die Zahl der Befürworter eines kommunalen Wahlrechts für Ausländer wächst, kann aber nicht über das große Heer von Gegnern hinwegtäuschen. So führen unter anderem die Abgeordneten von CDU und CSU nach wie vor verfassungsrechtliche Bedenken gegen die Beteiligung von Ausländern an Kommunalwahlen ins Feld. Auch die kommunalen Spitzenverbände, z.B. der Gemeinde- und Städtetag, bleiben bei ihrer ablehnenden Haltung und plädieren eher für einen weiteren Ausbau der Mitarbeit der Ausländer in den sogenannten Ausländerbeiräten und -ausschüssen.

Renommierte deutsche Staatsrechtler setzen den verfassungsrechtlichen Bedenken entgegen, daß die Staatsangehörigkeit keine Voraussetzung des Wahlrechts ist. Er wird auf Artikel 1 des Grundgesetzes der Bundesrepublik Deutschland verwiesen, wonach das Recht auf Menschenwürde auch den Ausländern zukommt. Die Forderung, das kommunale Wahlrecht Ausländern einzuräumen, wird von ihnen auch durch den Hinweis untermauert, daß schon heute Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland bei entscheidenden Prozessen auf wirtschaftlicher, politischer und personeller Ebene mitentscheiden könnten. Die durchweg positiven Erfahrungen, die mit den mittlerweile über 6.000 ausländischen Betriebsräten und vielen hundert ausländischen Betriebsratsvorsitzenden gemacht wurden, werden als ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur politischen Partizipation und als Beweis für die politische Reife der Ausländer angeführt.

Die Vorreiter-Rolle der mit 1,6 Millionen Einwohnern zweitgrößten deutschen Stadt Hamburg könnte noch durch eine Entscheidung auf der Ebene der Europäischen Gemeinschaft durchkreuzt werden. Denn seit langem schon gibt es von EG-Gremien entsprechende Beschlüsse, Ausländer unter bestimmten Voraussetzungen an den Kommunalwahlen zu beteiligen. Sie bleiben jedoch, sieht man einmal von Irland, Dänemark und den Niederlanden ab, wo das Kommunalwahlrecht für Aus-

länder bereits eingeführt ist, bislang ohne Wirkung. Die EG-Vorschläge allerdings beschränken sich nur auf die Angehörigen aus den Mitgliedsländern der Zwölfergemeinschaft. Das heißt, daß weit mehr als die Hälfte – rd. sieben Millionen – der in den Mitgliedsländern der EG lebenden Ausländer von einer politischen Mitbestimmung auf lokaler Ebene ausgeschlossen wären. In der Praxis käme dies einem Zwei-Klassen-Wahlrecht für Ausländer gleich.

Eine solche Regelung würde sich auf das Zusammenleben zwischen Einheimischen und Ausländern eher negativ auswirken und die angestrebte Integration der Ausländer erschweren, wenden die Befürworter des kommunalen Wahlrechts für Ausländer ein. Mit einigem Recht wurde auf der Ausländer-Tagung in Stuttgart-Hohenheim auf die positiven Erfahrungen mit dem Ausländer-Wahlrecht in einigen europäischen Nachbarländern hingewiesen. Wegweisend sollte der Schweizer Kanton Neuchâtel sein, wo bereits im Jahre 1849 das Kommunale Wahlrecht für Ausländer eingeführt wurde und seitdem ununterbrochen Gültigkeit hat.

Die Tagungsergebnisse werden voraussichtlich im Sommer 1988 als Sammelband beim Nomos-Verlag erscheinen.

Wenige Tage später, am 15. Dezember 1987, beschloß das Europäische Parlament, den Mitgliedstaaten die Einführung des kommunalen Wahlrechts für alle im jeweiligen Staatsgebiet lebenden Ausländer zu empfehlen.

Asylpolitische Veranstaltungen an der Akademie

Im April 1987 wurden von den CDU-Bundestagsabgeordneten Editha Limbach, Alfons Müller, Werner Schreiber, Graf Waldburg-Zeil sowie vom Bundesvorsitzenden der Jungen Union, Christoph Böhm, »Christlich soziale Positionen für eine rationale und ethisch verantwortbare Asylpolitik« vorgelegt. Hierzu veranstaltete die Akademie eine Reihe von Tagungen.

Dieses Diskussionspapier unterscheidet sich nach Inhalt und Ausdrucksweise ganz wesentlich von der bisherigen restriktiven Asylpolitik des Bundes und der Länder und stellt deshalb ein engagiertes Plädoyer für eine Korrektur dieser Politik dar. Daß ein solcher Vorstoß aus den Reihen der Unionsparteien kommt, die kurz zuvor weitere Verschärfungen im Asylverfahrensrecht im Parlament durchgesetzt hatten, ist ungewöhnlich.

So lehnen die Autoren u.a. die These ab, daß für die Bundesrepublik in der Aufnahme von Flüchtlingen die Grenzen der Belastbarkeit erreicht seien und kritisieren die Statistik des Bundesinnenministers als überhöht: Die Bundesrepublik habe keineswegs mehr Flüchtlinge aufgenommen als die anderen vergleichbaren europäischen Länder. Kritisiert wird die Praxis, den Flüchtlingen den Weg in die Bundesrepublik bereits vor den Grenzen zu versperren. Vielmehr werden eine drastische Verkürzung des Anerkennungsverfahrens sowie eine Beschränkung des heute fünfjährigen Arbeitsverbots auf maximal ein Jahr befürwortet. Langjährige Arbeitsverbote und Unterbringung in Sammellagern stellen Verstöße gegen die Menschenwürde dar.

Die an den Grundwerten des Christentums orientierten und von der Katholischen Soziallehre inspirierten Positionen fanden deshalb vor allem seitens der Kirchen und ihrer Wohlfahrtsverbände nachhaltige Zustimmung. Der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland begrüßte den Vorstoß ebenso wie der Präsident des Deutschen Caritasverbandes. Für die Deutsche Bischofskonferenz sprach Bischof Kamphaus (Limburg) die Hoffnung aus, daß das Papier bei möglichst vielen Politikern der eigenen Fraktion – aber natürlich auch darüber

hinaus – Beachtung und Zustimmung finde. Auch der DGB bezeichnete das Papier als einen wichtigen Beitrag zur Versachlichung der Diskussion um die Asylpolitik.

Angesichts des bekannten Dauerkonflikts zwischen Kirchen und vor allem der CDU/CSU in den ausländer- und asylpolitischen Grundpositionen ist zu fragen, wie sich dieser »Beifall von der falschen Seite« für die Durchsetzbarkeit dieses Votums einiger weniger Abgeordneter innerhalb der CDU auswirkt und welcher Stellenwert dem Papier für die asylpolitische und parlamentarische Diskussion zukommt, auf welche Akzeptanz die Autoren in ihren eigenen Reihen hoffen können und welche Realisierungschancen für die hier vertretenen Positionen bestehen. Sicher ist durch die Menschenrechtsdiskussion innerhalb der CDU ein erweiterter Horizont für solche Bemühungen deutlich geworden.

Die Akademie bot im Rahmen des Arbeitsschwerpunktes Asyl- und Ausländerfragen in einer Reihe von Veranstal-

Die Wasser der Einsamkeit

**Ich stand am Wasser
Welten zogen vor mir hin
Ich wusch mein Gesicht mit Wassern der Fremde
Welten zogen vor meinen Augen hin.**

**Ich stand am Wasser
Welten zogen in mir hin
Ich wusch mein Gesicht mit Wasser der Trennung
Welten zogen in meinem Kopf hin.**

**Ich stand am Wasser
Wasser zogen vor mir hin
Ich wusch mein Gesicht mit Wassern der Einsamkeit
Wasser zogen durch mich hin.**

Yüksel Pazarkaya

tungen Vertretern dieser »neuen« Asylpolitik Gelegenheit, ihre Positionen einer interessierten Öffentlichkeit vorzustellen. Dabei wurde deutlich, daß die in der Flüchtlingsarbeit engagierten Haupt- und Ehrenamtlichen mit der Analyse und den Forderungen der CDU-Abgeordneten weitgehend übereinstimmten. Zweifel bestanden allerdings in der Frage der Durchsetzbarkeit solcher Positionen. Alois Graf Waldburg-Zeil – einer der Autoren – wies jedoch darauf hin, daß der überwiegende Teil der

Reaktionen positiv gewesen sei und aus vielen Zuschriften Erleichterung über diesen Vorstoß gesprochen habe. In den kommenden Monaten solle nun versucht werden, im Innenausschuß des Bundestages und im Ausschuß für wirtschaftliche Zusammenarbeit sowie in den Vereinigungen der CDU diese Positionen zu diskutieren. Das Positionspapier und Tagungsunterlagen sind über die Akademie erhältlich.

Schwäbische Zeitung vom 11. Mai 1987

Flüchtlingspolitik

Die Helfer bauen auf Betroffenheit

In Kreisen von Ausländer- und Flüchtlingshelfern wirkt die bloße Anwesenheit von Unionspolitikern im allgemeinen wie ein rotes Tuch. Der Biberacher CDU-Bundestagsabgeordnete Alois Graf Waldburg-Zeil macht da eine Ausnahme. Durch seine Mitautorenschaft an dem Diskussionspapier »Christlich-soziale Positionen für eine rationale und ethisch verantwortbare Asylpolitik«, das Anfang vergangenen Monats bundesweit Aufsehen erregt hat, ist er zum Hoffnungsträger der Asylsuchenden und der vielen haupt- und nebenamtlichen Mitarbeiter in den Flüchtlings-Hilfsdiensten geworden.

Der Abweichler von der harten Linie, die die Bundesregierung in der Asylpolitik verfolgt, genießt den Zuspruch, den seine Initiative gefunden hat, er zeigt sich aber auch betroffen von anderen Reaktionen. »Psychopathen, Alt- und Neunazis in einem Maße, wie ich es nicht für möglich gehalten hätte«, haben ihm zu verstehen gegeben, daß für christliche Nächstenliebe und Humanität in Flüchtlingsfragen kein Platz ist. Gleichwohl verspürt der Abgeordnete Aufwind für sein Anliegen auch in der eigenen Fraktion. Das Papier sorgt für Gesprächsstoff in der Union. Darum hat Waldburg-Zeil am Samstag bei einer Akademie-Tagung der Diözese Rottenburg-Stuttgart noch einmal Holz nachgelegt. Die Abschottung der Bundesrepublik gegenüber Flüchtlingen der Dritten Welt, wie sie zum Beispiel auf dem Frankfurter Flughafen praktiziert wird, geht ihm »an die Grenze zur Freiheitsberaubung«. Er nennt es mit dem im Grundgesetz garantierten Recht auf Asyl für politisch Verfolgte nicht vereinbar, wenn Flüchtlinge, deren Papiere nicht den Visa-Stempel tragen, am Betreten der

Bundesrepublik und damit an einem ordentlichen Asylverfahren gehindert werden. Eine parlamentarische Initiative, die sich gegen das novellierte Ausländergesetz richtet, hält Waldburg-Zeil für angebracht.

Freilich lassen sich die Strukturen einer Asylpolitik, die auf Abwehr ausgerichtet ist, nicht von heute auf morgen verändern. Der Flüchtlingsreferent der Caritas in Württemberg, Thomas Reuther, stellt dazu schlicht fest: »Das von Menschen geschaffene Recht und die von Gott gewollte Gerechtigkeit sind eben zwei verschiedene Dinge.« Und eher resigniert fragt der Flüchtlingsanwalt Ernst Okolisan: »Welche Feinde müssen vor unseren Grenzen stehen, wenn wir solche Gesetze brauchen?« Die seit Beginn dieses Jahres wirksame neue Verschärfung des Asylverfahrensgesetzes macht es den Flüchtlingen fast unmöglich, als Asylanten anerkannt zu werden. Wenn sie dennoch ins Land kommen, steht ihnen nach den Erfahrungen der Helferdienste ein Leben in Unsicherheit, in Sammelunterkünften und in strenger amtlicher Reglementierung bevor.

Klaus Richter vom baden-württembergischen Städtetag erzählt davon, welchen Ärger sich die eine oder andere Gemeinde bei der vorgesetzten Behörde einhandelt, wenn sie sich eigenmächtig zum Kauf einer Waschmaschine für die Flüchtlinge entschließt. Er registriert aber auch befriedigt, daß es in den Kommunen Beamte und Angestellte gibt, die durchaus unbürokratisch zur Tat schreiten, wenn sie mit der Flüchtlingsproblematik konfrontiert werden. Jedoch ohne das ehrenamtliche Engagement vieler Bürger wäre die Aufgabe

nicht zu bewältigen. Thomas Reuther, um deutliche Worte nie verlegen, schwant gar, daß mit der ehrenamtlichen Hilfe oft Schindluder getrieben wird. Daß die amtlichen Sozialdienste bis an die Grenze ihres Leistungsvermögens belastet sind, ist ein offenes Geheimnis. Aber auch die privaten Initiativen fühlen sich oft genug überfordert. Von Frust berichtet einer, der im Umgang mit den Flüchtlingen, ihren Aggressionen und Ängsten spürt, daß er eigentlich recht hilflos ist. Ein anderer gibt zu, daß ihn die Arbeit mit seinen Schützlingen seelisch fertig macht. Da tut es gut, von den vielen positiven Erlebnissen zu erfahren, über die ehrenamtliche Helfer auch sprechen. Eine Frau sagt, das gemeinsame Leben mit den Flüchtlingen habe viel Segen in die Familie gebracht. Sie bezieht ihre Kraft aus ihrer tiefen Religiosität, erinnert beiläufig an die unselige deutsche Vergangenheit und daran, wie damals mit Menschen

anderer Rasse und Religion umgegangen worden ist. Eine Frohnatur, die 13 Familien mit mehr als 70 Köpfen im Rundum-die-Uhr-Dienst betreut und nebenbei der Stadt einen Sozialarbeiter erspart, sorgt in der Gesprächsrunde für ungläubiges Staunen, als sie statt zu klagen gutgelaunt einwirft: »Ich find's gut, daß es so läuft.«

Die Rede des Bundespräsidenten zum 40. Jahrestag der deutschen Kapitulation dient den haupt- und ehrenamtlichen Diensten als Beleg dafür, daß sie in ihrem Bemühen, den Flüchtlingen im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu helfen und zu einer Änderung der restriktiven Asylpolitik beizutragen, nicht allein stehen. Allerdings ist dazu noch viel Überzeugungsarbeit notwendig. Die Bürger, resümiert Klaus Richter, müssen lernen, die Flüchtlinge zu akzeptieren. »Betroffenheit erzeugen«, lautet das Stichwort. (rusch)

Im Rahmen des Schwerpunktes Asylfragen treffen sich an der Akademie einmal jährlich Sozialarbeiter der süddeutschen Caritasverbände zu Fortbildung und Erfahrungsaustausch. KNA berichtete über die vergangene Tagung:

Kann Entwicklungshilfe Flucht verhindern?

Caritas-Sozialarbeiter zogen Bilanz ihrer Hilfe für Asylanten

Stuttgart, 16. Oktober (KNA). Sozialarbeiter des Caritasverbandes, die Flüchtlinge in Lagern und Privatunterkünften betreuen, wollen in Zukunft stärker mit der Entwicklungshilfeorganisation Misereor zusammenarbeiten. Dies war das Ergebnis einer Weiterbildungstagung des Deutschen Caritasverbandes für Sozialarbeiter in der Flüchtlingshilfe aus Baden-Württemberg und angrenzenden Bundesländern vom 13. bis 15. Oktober in der Katholischen Akademie Stuttgart. Es sei zwar wenig meßbar, inwieweit Entwicklungshilfeprojekte Fluchtursachen reduzieren, sagte der Misereor-Länderreferent für Afghanistan, Pakistan, Vietnam, Philippinen und andere, Vu tu Hoa, auf der Tagung. Dennoch versuche die Organisation zum Beispiel mit Einkommen-schaffenden Projekten für Tamilen in Sri Lanka, eine Flucht zu verhindern. Etwa 95 Prozent der Flüchtlinge bleiben ohnehin in den armen Nachbarstaaten. Sie werden dort vom Hohen Flüchtlingskommissar der Vereinten Nationen betreut, dessen Etat gerade zehn Prozent von dem umfaßt, was dem bundesdeutschen Entwicklungshilfeministerium (BMZ) zur Verfügung steht.

Auf der Tagung wurde deutlich, daß Sozialarbeiter bei ihrer Arbeit mit Flüchtlingen in der Bundesrepublik oftmals an Grenzen stoßen: Was tun bei drohender Abschiebung? Wie können Berührungsängste der Bevölkerung mit Asylbewerbern abgebaut werden? Was geschieht mit geduldeten Asylbewerbern, die aber weiterhin Arbeitsverbot haben? Wie geht es Kindern von Flüchtlingsfamilien in der Bundesrepublik? »Wir sind im Spannungsverhältnis einer parteipolitischen Auseinandersetzung. Wir bewegen uns zwischen ganzherzigen Worten der Kirche und halbherzigen Taten vor Ort, zwischen Ablehnung der Bevölkerung und großer Anspruchshaltung von Ehrenamtlichen, Lethargie, Aggression und Forderungshaltung der Flüchtlinge selber«, umschrieb der Leiter der Flüchtlingshilfeabteilung des württembergischen Caritasverbandes in Stuttgart, Thomas Reuther, die Situation der Sozialarbeiter. In diesem Sinne trug die Tagung dazu bei, »die Ohnmacht abzuschütteln, die einen bei der alltäglichen Arbeit immer wieder beschleicht«, wie es ein Teilnehmer formulierte. SWD-87/X53 – Telex -

Wahrnehmungen: Türken – Deutsche

Kunst – Kultur – Politik

11. - 13. Dezember
Stuttgart-Hohenheim
59 Teilnehmer
Tagungsleitung:
Klaus Barwig
Dr. August Heuser

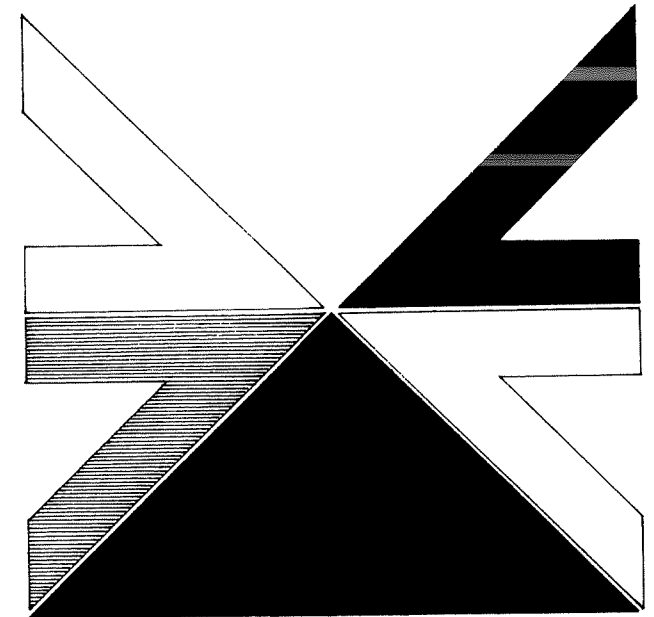
Referenten:

Dr. Gertrude Durusoy, Bornova-Izmir
Nesteren Inci-Bergemann, Darmstadt
Süheyla Kadioglu, Köln
Pfarrer Heinz Klautke, Hannover
Dr. Karl-Heinz Meier-Braun, Stuttgart
Hartmut Reichow, Bonn
Dr. Yüksel Pazarkaya, Köln

Oberkirchenrat Heinz Klautke, Islam-Referent der EKD und bis vor kurzem Pfarrer der evangelischen deutschsprachigen Gemeinde in Istanbul, referierte während der Tagung über Entwicklungen des Islam in der Türkei. Im folgenden einige Auszüge aus seinem Beitrag:

Wenn man vom Islam in der Türkei spricht, kann man nicht nur an die moderne Türkei denken. Der Islam ist vor allem die Religion der arabischen Halbinsel; die politische Herrschaft der Türken durch das Haus der Osmanen hat auch Auswirkungen auf die Ausformung des Islam gehabt. Als 1258 Bagdad im Mongolensturm zerstört wurde und von Osman Gazi zur gleichen Zeit im Gebiet der heutigen Türkei ein neues islamisches Reich (das osmanische) entstand, prägte sich das im islamischen Bewußtsein als eine Veränderung ein, die bis heute dazu führt, daß der türkische Islam in Arabien nicht so ganz für voll genommen wird. Im Gegenzug dazu versucht die Türkei auf alle mögliche Weise, sich die Führer-Rolle im Islam bestätigen zu lassen.

Der türkische Islam ist größtenteils sunnitisch. Die Sunna und die Schia sind gewissermaßen, wenn wir die uns



Design: Dieter Groß

gewohnte Begrifflichkeit verwenden, die beiden großen »Konfessionen« des Islam. Nur etwa 10 % (manche nennen allerdings bis zu 25 %) der türkischen Muslime bekennen sich zur Schia, die in der aktuellen Gegenwart als die Form des iranischen Islam bekannt ist. Dabei muß aber darauf hingewiesen werden, daß die türkische schiitische Ausprägung des Islam (das ist die Gruppe der Aleviten) sehr viel offener als die iranische ist. Die Aleviten werden gelegentlich die »Protestanten des Islam« genannt. Zur Unterscheidung dieser beiden »Konfessionen« nur ein Satz: Das Unterscheidungsmerkmal liegt in der Definition der Kalifen als der rechtmäßigen Nachfolger Mohammeds – für die Schiiten ist der Kalif Ali die Zentralfigur. Daß in der sunnitischen Linie nach der Ermordung Hüsseyins (680) dann die Omayyaden die Nachfolge übernahmen, wird von den Schiiten abgelehnt.

Die Zusammenarbeit zwischen Staat, islamischer Gelehrten und Mystikern funktionierte bis ins 17. Jahrhundert. Mit dem Beginn der Neuzeit ging sie jedoch in die Brüche. Neue Probleme waren aufgetaucht: Konsum von Kaffee, Rauchen, Genuß von Alkohol, Tragen von

Schmuck, aber auch Fragen von Inflation und Geldpolitik. Gegenseitig beschuldigten sich mit ihren Rechtsgutachten die Gelehrten und die Mystiker der Modernisierung, die im Islam als schweres Verbrechen angesehen wird. Aus diesen Auseinandersetzungen ging schließlich der Staat als Sieger hervor. Offensichtlich wurde diese Verwestlichung so richtig im 19. Jahrhundert. In einer Modernisierungskampagne hat Sultan Mahmut II. im Jahre 1826 Neuerungen eingeführt, von denen ausdrücklich gesagt wurde, daß sie den Lehren des Koran nicht widersprächen. Dazu gehörten: Anstelle des Turban wurde als moderne Kopfbedeckung der Fez eingeführt. Eine französisch-sprachige Zeitung kam heraus. Auf dem Bosphorus wurde das erste Dampfschiff in Dienst genommen. Von einem italienischen Architekten wurde eine Oper in Istanbul gebaut, in der europäische Werke aufgeführt wurden. Für Studien in Europa gab es Stipendien. Aus Deutschland wurden Professoren gerufen, um eine medizinische Fakultät eröffnen zu können. Diese Entwicklungen, gewissermaßen eine Aufklärung, mündeten in einer neuen Verfassung, die am 3. November 1839 im Gülhane-Park verkündet wurde. Diese Reform, in der Türkei unter dem Namen »Tanzimat« bekannt, brachte im osmanischen Reich gleiche Rechte für alle Bewohner, welcher Religion sie auch angehören mochten.

Im Zuge der Errichtung der Türkischen Republik unter der Führung von Mustafa Kemal (Atatürk) wurde am 3. März 1924 das Kalifat abgeschafft. Damit verlor die islamische Gemeinschaft das letzte Symbol ihrer Einheit. Die gesamte Erziehung wurde unter dem Erziehungsministerium zusammengefaßt, um das Unterrichtswesen zu vereinheitlichen. Dabei wurden 479 Medresen (religiöse Schulen oder Ausbildungsstätten) geschlossen. Es wurde ein Amt für religiöse Angelegenheiten geschaffen. Dabei wurde besonders bestimmt, daß dem Leiter dieses Amtes keine geistliche Führerrolle zukam. In diesem Jahr wurde die erste vollständige Übersetzung des Koran ins Türkische herausgegeben. Dieser Übersetzung hatten sich die türkischen Islamologen widersetzt, unterstützt von der ägyptischen Ulema (1922): Die Türkei wurde dabei als häretisch erklärt. Im Jahre 1925 wurde der Fez abgeschafft, der vormals nur rechtgläubigen Muslimen zu tragen erlaubt war. Auch wurden die Derwisch-Orden aufgelöst und die westliche Sonnen-Zeitrechnung anstelle der islamischen Mondkalender-Rechnung einge-

Giftworte

**Worte fließen den Rhein hinab
Worte wie Heimat.**

**Wieder einmal geschleudert –
von Fremde zu Fremde
dem Dom vor die Füße
der mich erdrückt.**

**Diese Gassen beachten mich nicht.
Scheu wie vermummte Frauen
drehen sie sich um
und kauern bis ich vorbei bin.**

**Bin ich im Wust des Jüngsten Tags,
bin ich in dieser Stadt oder träume ich tags
in einer Stadt wandernder Leichen?
Vergangenheit – hätt' ich gern.**

**Ja, Gegenwart
die Zukunft ist längst kein Wagnis mehr.**

**Nur Worte
fließen unablässig
den Rhein hinab,
Giftworte wie Liebe Sehnsucht Heimat –
Hoffnung ist längst kein Wagnis mehr.**

Yüksel Pazarkaya

führt. 1926 wurde das Schariats-Recht vom Schweizer Zivil-Recht abgelöst und die Schariats-Gerichte aufgelöst. Damit verloren die Theologen ihre Funktion als Verwalter des Rechts. Jede Propaganda gegen die säkularen Gesetze und Prinzipien der Republik wurden unter Strafe gestellt.

15 Jahre hatte Atatürk Zeit gehabt, seine Ideen durchzuführen. Sein Prinzip des Laizismus (der Trennung von Staatsgeschäften und Religion, so daß die Macht vom Willen des Volkes ausgeht und nicht von Entscheidungen der Geistlichkeit) hatte dem türkischen Islam einen Stern-

pel aufgedrückt, der bis heute in der arabischen Welt den Argwohn begründet, das sei gar kein richtiger Islam. Der Islam ging unter dieser Entwicklung in der Türkei in den Untergrund. Aber da jegliche kontrollierte Ausbildung auf breiter Basis unmöglich war, hat sich noch auf lange Zeit die Selbsteinschätzung gehalten, für das Gespräch über die eigene Religion nicht gerüstet zu sein: 16 Jahre lang gab es keine theologische Ausbildung, bis zu 23 Jahren keinen Religionsunterricht. Eine Änderung setzte Ende der 40er Jahre ein. 1949 wurde die theologische Fakultät – jetzt in Ankara – wieder eröffnet. 1950 wurde in der Grundschule für die 4. und 5. Klassen der Religionsunterricht auf freiwilliger Basis wieder eingeführt. 1951 wurden die ersten sieben Imam-Hatip-Schulen eröffnet, islamisch geprägte Sekundar-Schulen zur Ausbildung des Vorbeter-Nachwuchses. Diese Entwicklung ist weitergegangen: Schrittweise ist der Religionsunterricht nach der Grundschule auch in den Mittelschulen und dann in den Gymnasien eingeführt worden. Allerdings mußten die Eltern ihre Kinder dazu ausdrücklich anmelden. Auch die religiöse Ausbildung des Lehrpersonals wurde in die Planung aufgenommen. 1974/75 wurde neben dem (freiwilligen) Religionsunterricht in Mittelschulen und Gymnasien der Ethikunterricht als Pflichtfach eingeführt. Nach der neuen Verfassung von 1982 gehört »religiöse Bildung und Ethik« zu den Pflichtfächern in der Schule; im Grunde ist damit der Religionsunterricht wieder eingeführt, an dem auch Nicht-Muslime teilnehmen müssen. Die Imam-Hatip-Schulen gehen in die Hunderte. Daneben gibt es die Koran-Kurse, die von den Provinz-Müftüs organisiert werden, teils als Ferien-Angebot, teils während der Schulzeit. An 8 Universitäten gibt es Theologische Fakultäten. Der offizielle Islam zeigt sich vor allem in Organisationsfragen. Das »Amt für religiöse Angelegenheiten«, das dem Ministerpräsidenten direkt zugeordnet war, jetzt aber einem Staatsminister zugeschlagen worden ist, ist schon erwähnt worden. Jemand hat einmal gesagt, daß dieses Amt zur Zeit Atatürks eingerichtet worden ist, um den Islam zu kontrollieren und an der Leine zu halten, ja ihn eigentlich einzuengen. Jetzt aber hat sich dieses Amt fast zu einer Art von islamischem Religions-Ministerium entwickelt. Von diesem Amt wird in jeder Provinz ein Müftü eingesetzt, der dann die Aufsicht über die Religions-Beamten in den Bezirken und Kreisen hat bis hin zu den Imamen (Vorbetern) in den einzelnen Moscheen, die

auch von jenem Amt bezahlt werden (je nach Größe und Bedeutung der Moschee neben- oder hauptamtlich). Auf diese Weise wird auch die Arbeit der Koranschulen kontrolliert, die Prüfung der Imame, die Verteilung der Almosen und die Organisation der Pilgerreise beaufsichtigt. Erst allmählich bekommt der offizielle Islam ein Gespür für die Gefährdung durch die Säkularisierung einerseits und den Fundamentalismus andererseits. Wie begegnet solchem Islam nun der christliche Glaube? Zunächst muß festgestellt werden, daß die Christen in der Türkei eine verschwindend kleine Minderheit sind, noch nicht einmal 0,25 %. Diese kleine Gruppe wird zwar als eine Einheit gesehen, obwohl sie aus vielen verschiedenen Konfessionen besteht, aus Griechisch-orthodoxen, Armenisch-orthodoxen, Syrisch-orthodoxen, Chaldäern, Syrisch-katholischen, Armenisch-katholischen, verschiedenen katholischen und protestantischen Kirchen. Doch ist es schwer, deren Unterschiede zu vermitteln: Dem Islam gegenüber erscheint das Christentum als ein Block. Und wenn die Türkei dann in Zypern Probleme mit den Griechen hat, ist die Gleichsetzung schnell bei der Hand: Griechen sind Christen, also sind Christen in der Türkei, welcher Konfession sie auch angehören mögen, mit den Griechen verbündet und eine potentielle Gefahr. Wenn man die Lehrunterschiede auch nicht kennt, beobachtet man doch die Erscheinungsformen sehr genau und erkennt eine große Uneinigkeit bei den Christen: Nicht einmal die wichtigsten Daten sind abgestimmt: Weihnachten und Ostern wird an verschiedenen Terminen gefeiert. Das muß doch ganz leicht die Vermutung nahelegen, daß in der Geschichte der Christen Veränderungen oder gar Verfälschungen vorgenommen worden sind. Trotzdem könnte man von einer distanzierten Nichtbeachtung der Christen durch die muslimischen Türken sprechen. Aber es gibt ja auch nur wenige Gelegenheiten, wo muslimische Türken auf Christen treffen können. Das ist der Fall in wenigen Städten und im Südosten der Türkei, im Tur Abdin. Da gibt es denn auch Grenzüberschreitungen. In das Kloster St. Gabriel im Tur Abdin kommen häufig Muslime, um zu beten. In Istanbul gehört es in einer bestimmten Schicht fast schon zum guten Ton, zur Christmette in die katholische Kirche von St. Antoine zu gehen. Das Gegenüber der christlichen Kirchen ist für den Islam in der Türkei aber keine Größe, an der er sein Selbstver-

ständnis prüfen müßte. So bleibt es denn bei der innerislamischen Auseinandersetzung zwischen Reislamisierung und Säkularisierung. Die Presse berichtet durchgehend selbstgefällig von Übertritten zum Islam. Sie berichtet aber auch je nach eigener Stellung mehr oder weniger kritisch über die Gefahr und Anzeichen von Fundamentalismus. Es wird berichtet von Verhaftungen, wenn sektiererische islamische Gruppen bei unerlaubten Zusammenkünften ertappt werden, es wird berichtet vom Ausheben heimlicher Süleymanci-Schulungseinrichtungen, die als Nähkurse für Kinder aus Deutschland getarnt waren. Es wird empört berichtet, wie türkische Imame in Europa durch die Rabita finanziert werden, einer islamischen Einrichtung auf Weltebene, die in der türkischen Öffentlichkeit als fundamentalistisch eingeschätzt wird, weil sie die theokratische Staatsform als Ideal auf ihre Fahnen geschrieben hat. Zugleich hält seit Monaten der Streit um die Kopftuch-Frage an. Gerade an der Frage des Kopftuches wird die Problematik der Beurteilung der Entwicklung des Islam in der Türkei deutlich. Vom Freiheitsgedanken der Aufklärung her dürfte man in der Frage, ob man aus religiöser Überzeugung ein Kopftuch tragen darf, kein Problem sehen. Nun berufen sich manche, gerade auch aufgeklärte Intellektuelle aber auf Erfahrungen und sagen: Die Forderung nach Freiheit ist nur ein raffinierter Versuch, die Unfreiheit einzuführen. Bei dieser Einschätzung wird das Kopftuch als Symbol eines reaktionären Fundamentalismus gesehen.

Der laizistische Staat hat unversehens eine Schiedsrichterrolle bekommen: Als eigentlich religions-unabhängige Institution soll er über die Rechtmäßigkeit religiöser Gruppierungen entscheiden: Darf man den Volksislam mit seinen teils magischen Praktiken, Amuletten, besonderen Pilgerstätten, außergewöhnlichen Gebets-Übungen sich ausbreiten lassen? Soll man die Augen davor verschließen, daß mystische Derwisch-Orden immer größere Anhängerscharen gewinnen, eine Bewegung, die mit dem Rückzug in die Innerlichkeit zu eigenen Gemeinschaftsformen führt, die leicht staatskritisch werden können, weshalb sie zu Atatürks Zeit (vielleicht aus falscher Einschätzung) verboten wurden? Wie kann der Staat definieren, was Fundamentalismus ist, und woher bekommt er seine Beurteilungsmaßstäbe, ob das positiv-tragender oder negativ einzuschätzender Fundamentalismus ist?

Im Grunde bleibt die Frage offen, was denn wirklich Islam in der Türkei ist. Wohin der Weg des Islam in der Türkei führen wird, ist für mich noch nicht abzusehen. Auch der Blick auf die islamischen Nachbarländer hilft nicht: zu unterschiedlich ist auch da der Islam ausgeprägt. Wo ist also die Autorität, die dem einzelnen Menschen eine Entscheidungshilfe in dieser Identitätsfrage gibt? Denn um die Wahrnehmung der Menschen geht es uns ja bei dieser Tagung. Ich kann in der heutigen Türkei diese unbestrittene Autorität nicht sehen.

Auch an anderer Stelle wurde die Islam-Thematik an der Akademie erörtert: Im Rahmen eines Fachgespräches für Mitglieder des Stuttgarter Ausländerausschusses wurden Möglichkeiten und Grenzen des islamischen Religionsunterrichts an deutschen Schulen diskutiert. Gesprächsverlauf und -ergebnisse sind in einem Materialdienst dokumentiert und über die Akademie erhältlich.

Medizinische Ethik – ein Schwerpunkt der Akademiarbeit

In der Medizin-Ethik geht es letztlich um Fragen, wie und nach welchen Kriterien in existentiellen, Leib und Leben betreffenden Krisensituationen Entscheidungen zum Wohl des Menschen verantwortet werden und wer für solche Entscheidungen zuständig ist. Solche Überlegungen können nicht allein die medizinischen Fachleute verantworten. »Angesichts der Schwierigkeit des ethischen Konsens und angesichts des wachsenden Bedarfs an universell ethischen Problemlösungen ist es verständlich, wenn nach den Bedingungen der Möglichkeit eines gelingenden ethischen Diskurses gefragt wird« (Professor Dietmar Mieth, Theologische Ethik, Tübingen). So generell, umfassend und grundsätzlich zugleich eine solche Aussage auch verstanden sein will, so speziell und konkret gilt sie in den Fragen nach dem Wohl des Menschen in seiner existenziellen gesundheitlichen Gefährdung. Der Akademie liegt daran, daß in einer pluralen Gesellschaft anthropologisch begründete, eben ethische Kriterien in den hier anstehenden Entscheidungen plausibel und kommunikabel werden. Diesem Ziel dienen die Gespräche der Tagungen mit medizinethischer Fragestellung.

Der kranke Mensch:

Unterschiedliche Verantwortlichkeiten – eine Verantwortung

12. September 1987
Stuttgart-Hohenheim
132 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

Referenten:
Professor Dr. Paul Sporken, Maastricht
Professor Dr. Wolfgang Wesiack, Innsbruck

Wie unsere Gesellschaft überhaupt, so ist auch die moderne Medizin in hohem Maße spezialisiert, ausdifferenziert und arbeitsteilig organisiert. Krankheit aber ist mehr als eine isolierte Funktionsstörung, sie betrifft den ganzen Menschen. Zwar ist es eine der Voraussetzungen neuzeitlicher Naturwissenschaft, daß sie Einzelvorgänge isoliert und verallgemeinert, um sie experimentell nachvollziehbar und gezielt beeinflussbar zu machen. Doch ein Organismus ist nicht nur die Summe seiner Teile und der Mensch ist nicht nur ein komplexes physiologisches System, sondern eine leib-seelische Einheit; seine psychosoziale und seine organische Befindlichkeit sind nicht voneinander zu trennen. Das Stichwort »Psychosomatik« zeigt an, daß moderne Medizin sich dieses Zusammenhangs wieder bewußt geworden ist. Naturwissenschaftliche Methodik, fachliche Spezialisierung und arbeitsteilige Organisation sind deshalb nicht obsolet, wohl aber ist ihre Offenheit auf das Ganze hin neu gefordert. Die unterschiedlichen Verantwortlichkeiten sind hingeordnet auf eine gemeinsame, ganzheitliche Verantwortung. In diese Verantwortung ist auch der Patient selbst einbezogen. Er ist nicht nur Objekt verschiedener Behandlungen, sondern zugleich Subjekt der einen Behandlung. Therapie ist so verstanden nicht zuletzt eine Interaktion von Menschen: Jedes Verhalten ist Antwort auf das Verhalten des anderen und fordert zugleich seinerseits zur Antwort heraus. Personale Verantwortlichkeit ist deshalb ein Zentralbegriff medizinischer Ethik. Mögliche Konkretionen solcher Verantwortung wurden auf dieser Tagung bedacht und erörtert.

Professor Dr. Wesiack dachte über Konsequenzen nach für die Medizinausbildung, für Diagnose und Therapie, für das Selbstverständnis des Arztes:

»An erster Stelle müßte eine gründliche Änderung der ärztlichen Aus- und Weiterbildung stehen. Es ist nicht mehr zeitgemäß, den Sozialisationsprozeß des Mediziners an der Leiche beginnen zu lassen und ihm ein Welt- und Menschenbild zu vermitteln, das in seinen theoretischen Grundlagen der Wissenschaftstheorie des ausgehenden 19. Jahrhunderts entspricht. Während die Physik und die moderne Wissenschaftstheorie längst die Bedeutung des Beobachterproblems entdeckt haben, geht die zur Zeit noch dem Studenten vermittelte Theorie der Medizin von der Fiktion einer »objektiven Realität« aus und klammert die für die Heilkunde entscheidende Beziehungsproblematik nach wie vor aus. Die Ergebnisse

der Entwicklungspsychologie, auf die ich hier nicht näher eingehen kann, haben überzeugend dargelegt, daß der Mensch von der Geburt bis zum Tode in einem Beziehungsgeflecht steht, das nicht nur sein Denken und Fühlen, sondern auch seine Körperfunktionen entscheidend beeinflußt und formt.

Der Arzt muß sich darüber im klaren sein, daß er für einen Patienten eine wichtige, zeitweilig sogar die wichtigste Beziehungsperson ist. Hier spielen sich Kommunikationsprozesse ab, die für Diagnose und Therapie von entscheidender Bedeutung sind. Der Patient braucht einen Arzt seines Vertrauens, der die Ergebnisse der verschiedenen Spezialisten koordiniert und integriert. Dieser Arzt hätte auch die Gesamtverantwortung für den Patienten zu übernehmen. Er kann dies nur tun, wenn mit den verschiedenen Spezialisten eine gute Kommunikation und Zusammenarbeit bestünde. Um dies optimal zu erreichen, müßte eigentlich die innerärztliche Wert-

hierarchie geradezu umgekehrt werden. An der Spitze müßte ein stark aufgewerteter Arzt für Allgemeinmedizin stehen, als dessen Erfüllungsgehilfen die Spezialisten tätig werden müßten. Ob eine solche »Umwertung der Werte« je erreichbar sein wird, muß zumindest bezweifelt werden. An einer qualitativen Aufwertung des Arztes für Allgemeinmedizin könnte jedoch durchaus gearbeitet werden.

Nicht unerwähnt darf allerdings in diesem Zusammenhang bleiben, daß die Gesamtverantwortung für sein Leben jeder selbst trägt. Nur allzu gerne versuchen die Patienten, ihre Eigenverantwortung an den Arzt zu delegieren, dessen Aufgabe es ist, sich jeweils darüber klar zu werden, welche Rolle er von Fall zu Fall im Beziehungsgeflecht seines Patienten spielt. Es wird ihm dann leichter fallen, schrittweise die ihm delegierte Verantwortung an den Patienten zurückzugeben, um diesen zur größtmöglichen Autonomie zu verhelfen.»

Ein Pressebericht zur Tagung (KNA vom 14.9.1987):

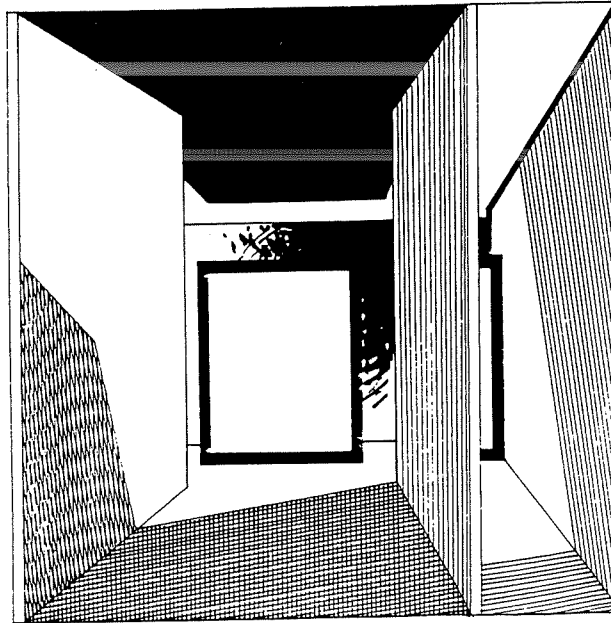
Ruf nach anderer Krankenversorgung immer lauter

Akademietagung: Notwendig ist der »persönliche Arzt«

Der Ruf nach einer neuen Weichenstellung in der medizinischen Versorgung wird immer lauter. In der Katholischen Akademie Stuttgart erklärten am Wochenende dazu der niederländische Mediziner Professor Paul Sporcken und der Internist und Psychotherapeut Professor Wolfgang Wesiack, Innsbruck, vor 150 Ärzten, Schwestern, Seelsorgern und Sozialarbeitern: »Wir dürfen uns nicht damit abfinden, daß der Patient und die Verantwortung für ihn auf viele Spezialisten aufgeteilt wird.« Verlangt wurde der Arzt, der eine Gesamtverantwortung für den Patienten übernimmt, aber auch eine neue Verantwortung des Patienten, der sich krankmachende Lebensgewohnheiten abgewöhnen müsse.

In der Ärzteausbildung sollten, wie auf der Tagung betont wurde, die kognitive, emotionale und ethische Ebene enger miteinander verflochten werden, nachdem bisher fast nur die kognitive berücksichtigt worden sei. In der Praxis sei in vielen Fällen für eine erfolgversprechende Behandlung die Einbeziehung der emotionalen Seite des Patienten unverzichtbar.

Kritisiert wurde, daß apparative Behandlung besser bezahlt wird als die für die Genesung wichtigen Arzt-Patienten-Gespräche. Die derzeitige Krankenversorgung sei nicht zuletzt deshalb unbefriedigend, weil eine hochgradige Spezialisierung es verhindere, daß der Patient »seinen« Arzt finden könne. Die meisten Ärzte seien deswegen »gespalten«. Als persönliche Ärzte fühlten sie sich für das Gesamtwohl ihrer Patienten verantwortlich, als naturwissenschaftlich geschulte Spezialisten könnten sie aber mit gutem Gewissen nur noch die Verantwortung für einen Detailbereich übernehmen. Auch seien die Ärzte starken Zwängen in Organisationsstrukturen, klinischer Routine und durch das Honorarsystem ausgesetzt. Solange technische Leistungen und »Fließbandarbeit« besser entlohnt würden als persönlicher Einsatz für den Patienten und solange Zeitaufwand finanziell bestraft werde, müsse man sich eigentlich wundern, daß es immer noch Ärzte mit der Bereitschaft gebe, für ihre Patienten Bezugsperson zu sein.



Design: Dieter Groß

Neugeborene mit Behinderungen und Mißbildungen

Fachtagung für Mitarbeiter der Kinderklinik
Olga-Hospital, Stuttgart
20.–22. Februar 1987
Stuttgart-Hohenheim
39 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Paul Dingwerth

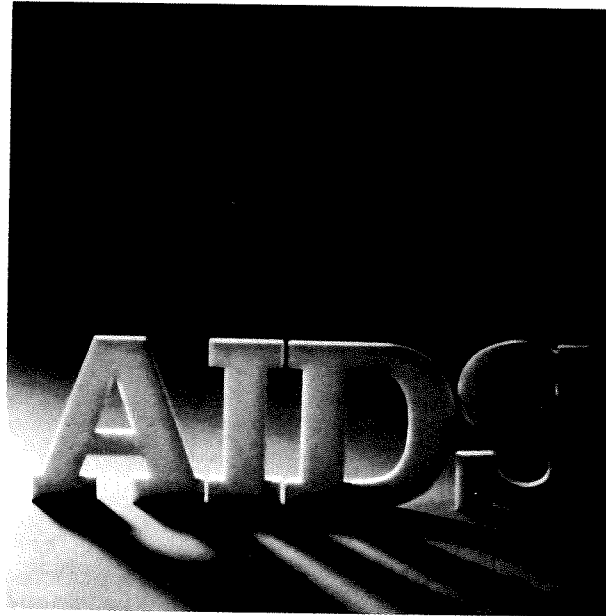
Referenten:
Dr. med. Gertrud Hieronimi, Stuttgart
Dr. Heinz Neeser, Stuttgart
Professor Dr. Paul Sporken, Maastricht

Die Behandlung und Pflege neugeborener Kinder mit schweren Erkrankungen, mit unterschiedlichsten Mißbildungen und Behinderungen stellt Ärzte und Pflegepersonen vor schwere Probleme. Für die Entscheidung, welche Behandlung gewährt oder unterlassen wird, sind letztlich ethische Kriterien maßgebend. In der konkreten Situation stehen alle Beteiligten häufig vor einem unauflösbaren Konflikt. Es geht um das Recht auf Leben, um das Wohl des Kindes, um die Frage nach dem Sinn des Lebens, um die zu erwartende Lebensqualität, um die möglichen Auswirkungen auf die Eltern, auf die Familie, um Fragen der Kommunikation von Eltern, Ärzten und Schwestern.

In einem intensiven Gedankenaustausch und einem engagierten Gespräch befaßten sich Ärzte, Schwestern, Seelsorger, Psychologen und Sozialarbeiter der Stuttgarter Kinderklinik mit sehr konkreten Teilaspekten dieser schwierigen Gesamthematik: Kommunikationsprobleme zwischen Eltern und Ärzten/Pflegepersonen – Entscheidungsprobleme und Entscheidungshilfen – Bejahung als Prozeß – Begleitung in der Krise – Begleitungsgespräche – Ethische Probleme pränataler Beratung und Diagnostik.

Aus dem Beitrag des Theologen und Medizinethikers Professor Dr. Paul Sporken zur 'Bejahungsproblematik':
»Wenn ein mißgebildetes oder behindertes Kind geboren wird, ergeben sich verschiedene Möglichkeiten. In bestimmten Fällen gibt es keine Chance, das Leben dieses Kindes zu retten. In den Fällen stehen die Eltern vor der Aufgabe, das Kind und dessen Sterben zu bejahen. Wenn durch therapeutische Maßnahmen das Kind gerettet werden kann und die Mißbildung bzw. die Behinderung korrigiert werden kann, stehen die Eltern vor der Aufgabe, das Kind zu bejahen und die Konsequenzen für die Betreuung auf sich zu nehmen. Bejahen bedeutet: sich der unumgänglichen Realität fügen und diese in Verantwortlichkeit auf sich nehmen. Bejahung ist ein Prozeß, der Wochen, Monate und Jahre dauern kann. Die Gefühle, die die Eltern dabei verarbeiten müssen, sind vergleichbar mit den Gefühlen, die in anderen Bejahungsprozessen auch vorkommen (Krisenverarbeitung, Sterben). Über die Bejahung wird meistens gesprochen, als ob es sich nur um die Bejahung des Kindes handele. Dem ist nicht so. Für die Eltern ist ebenso die Tatsache bedeutsam, daß sie die Eltern eines solchen Kindes sind. Die Aufgabe der Eltern ist also eine doppelte: einerseits

die Bejahung des Kindes (die Tatsache, die Art der Mißbildung oder Behinderung, die emotionale und pädagogische Beziehung), andererseits die Bejahung der Elternschaft. Beide Aspekte des Bejahungsproblems sind engstens miteinander verbunden. Begleitung bei der Bejahung des Kindes ist indirekt Begleitung bei der Bejahung der Elternschaft. Es kann aber wichtig und hilfreich sein, wenn der Helfer in diesem Bereich hellhörig ist und bereit ist, auch auf dieses tiefere Bejahungsproblem einzugehen. Die Begleitung bei Bejahungsproblemen ist sehr schwierig, weil es keine vorgefertigte Antworten gibt und jedes Elternpaar seinen eigenen Weg suchen muß«.



AIDS: Eine Krankheit fordert die Christen heraus

Orientierungen für Bildung, Seelsorge und Caritas

7. Dezember 1987
Stuttgart-Hohenheim
136 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Gebhard Fürst
Paul Dingwerth

Wirtschaftsförderung auf dem Land und Ausbildung in nicht-bäuerlichen Betrieben

Dienstagsgespräch
12. Mai 1987
Weingarten
18 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Rainer Öhlschläger

Perspektiven für den ländlichen Raum

Die Vorstellungen der Kirche und die Antworten der Politik

Expertengespräch
28. September 1987
Stuttgart-Hohenheim
34 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Rainer Öhlschläger

In seiner Erklärung zur Entwicklung der Landwirtschaft und des ländlichen Raumes am 8. März 1987 hat Bischof Dr. Georg Moser zu einer verstärkten Auseinandersetzung mit den Problemen des ländlichen Raumes aufgerufen.

»Der ländliche Raum und die Landwirtschaft sind in einem tiefgreifenden, ja historischen Wandel begriffen. Wer von der Wirtschaftsentwicklung in unserem Land redet, muß diesen Umbruch mit im Auge haben und darf seine

Aufmerksamkeit nicht allein auf die Industrie richten. Mehrfach bin ich angesprochen worden und habe diese auch bei den politisch Verantwortlichen wiederholt vorgebracht. Die Situation der Landwirtschaft hat sich verschärft. In Gesprächen höre ich zunehmend von der Angst um die Existenz und, vor allem bei jungen Leuten, vom Mangel an sinnvollen Zukunftsperspektiven. Zahlreiche Bauern mit ihren Familien sind eng mit der Kirche verbunden und erwarten auch von ihr Hilfe.«

»Unsere Landwirtschaft und unsere Dörfer haben nur Zukunft in einer gesamtgesellschaftlichen Solidarität. Auch diejenigen sollten sich dafür verantwortlich wissen, die nicht selbst dort leben und arbeiten. Ich denke an die Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre, in denen die Bauern mit vielen Bewohnern der Städte Nahrung und Unterkunft geteilt haben. Die Krise des ländlichen Raumes heute duldet keine passiven Zuschauer, Politiker und Wissenschaftler, die Verantwortlichen in den landwirtschaftlichen Verbänden und Einrichtungen sowie auch in den Dörfern, die Vereine, die Kirche und ihre Verbände und selbstverständlich auch die Bauern selbst sind gefordert« (aus der Erklärung von Bischof Dr. Georg Moser vom 8. März 1987).

In mehreren Veranstaltungen sind in der Akademie vor allem Politiker, Verbandsvertreter, Wissenschaftler, aber auch Bauern zu Wort gekommen. Dazu sind zwei Materialhefte erschienen: MATERIALIEN 3/87: Wirtschaftsförderung auf dem Land und Ausbildung in nichtbäuerlichen Betrieben; MATERIALIEN 6/87: Perspektiven für den ländlichen Raum. Die Vorstellungen der Kirche und die Antworten der Politik.

Georg Throner, Leutkirch-Uttenhofen:

»Als einer der hier wenigen anwesenden Landwirte und als Betroffener der gegenwärtigen negativen Agrarsituation – ich bin Vollerwerbslandwirt mit 14 ha landwirtschaftlicher Nutzfläche im Allgäu – konnte ich von meinem Betrieb in den Jahren 1960 – 1980 12 Personen (7 Kinder, 3 Altenteiler, meine Frau und ich) ernähren, was aber ab dem Jahre 1980 nicht mehr möglich war. Wir sind seitdem gezwungen, mehr oder weniger von der Substanz unseres Hofes zu leben.

Aus der Sicht als Dekanatsverantwortlicher des Kath. Landvolkes im Dekanat Leutkirch meine ich zum Thema unseres Gespräches: Für unseren Raum, das Allgäu, ist

eine verstärkte Wirtschaftsförderung mit Industrieansiedlung auf dem Land in den Mittelstandsorten und von Handwerksbetrieben in den Dörfern unabdingbar und längst überfällig.

Begründung:

- 1. Wir haben Arbeitslose je nach Jahreszeit bis über 10 %, auch Jugendliche sind davon betroffen. Vielfach wandern diese Jugendliche aus den Dörfern ab und verursachen so mit dem noch in vielen Dörfern bestehenden Bauverbot einen jährlichen Verlust der Bevölkerung von 2–4 %, was wiederum Auswirkungen auf die Dorfgemeinschaft hat.*
- 2. Schaffung von Arbeitsplätzen für Zu- und Nebenerwerbslandwirte.*
- 3. Auch für Vollerwerbslandwirte, die in einen anderen Beruf umsteigen möchten.*
- 4. Auch ein besseres Lohnniveau als bisher (besonders für Frauen) könnte dadurch erreicht werden.*

Die entscheidende Frage ist aber für mich: Was soll mit der großen Zahl der bäuerlichen Vollerwerbsbetriebe geschehen? Ich meine, daß 'Wirtschaftsförderung und Industrieansiedlung' keine Lösung dieses Problems bringen, eben deshalb, weil dieses Programm zu spät greifen würde. Die wirtschaftliche Situation dieser Betriebe ist so prekär – 2/3 der Betriebe leben von der Substanz, und 1/3 davon hat diese Reserven schon aufgebraucht und fürchten um ihre Existenz –, daß jetzt nur Soforthilfemaßnahmen zur Existenzsicherung und zum Überleben etwas bringen. Nach dem Scheitern der EG-Agrarpolitik sind unsere Politiker hier gefordert, die Agrarpolitik national und regional in den Griff zu bekommen.

Es stellt sich vor allem die Frage nach dem Stellenwert der Landwirtschaft in unserer Industriegesellschaft. Die Politik hat dazu Rahmenbedingungen zu schaffen. Auch gesamtgesellschaftliche Solidarität ist notwendig und wird dadurch zu einer Aufgabe für die Kirche» (aus MATERIALIEN 3/87, S. 24/25).

»Die Aufsätze bzw. Redemanuskripte beleuchten ein politisches Schwerpunktthema der baden-württembergischen Landesregierung. Als verantwortlicher Minister möchte ich Ihnen meine Anerkennung aussprechen,

einmal für dieses am 28. September veranstaltete Expertengespräch, zum anderen für die Erstellung der Dokumentation. Beides dient der Bewußtseinsmachung der Problematik und der Perspektiven für die Entwicklung im ländlichen Raum« (aus Brief von Minister Dr. h.c. Weiser, Stuttgart).

Hohenheimer Medientage

Kultur in der Provinz: Provinzkultur?

25. - 27. November 1987
Stuttgart-Hohenheim
61 Teilnehmer

Tagungsleitung:

Dr. Hermann-Josef Schmitz
Dr. Hella Tompert, Zentralstelle Medien der Deutschen
Bischofskonferenz, Bonn

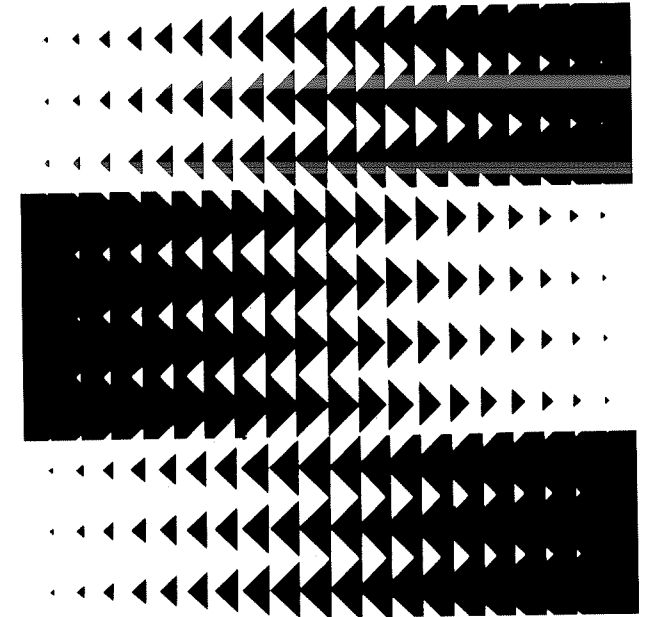
Referenten:

Professor Dr. Hermann Bausinger, Tübingen
Adrian Kutter, Biberach
Gerhard Köpf, München
Professor Dr. Gerhard Maletzke, Stuttgart
Gebhard Plangger, Baden-Baden
Professor Dr. Hans-Georg Wehling, Stuttgart
Oskar Zerlacher, Ravensburg
Chrysostomus Zodel, Leutkirch

Auszug aus dem Referat von Professor Dr. Hans-Georg Wehling:

»Ich spreche hier auf *Medientagen*, und das Thema heißt *Provinz*. Es soll also um Überlegungen gehen, wie Massenmedien mit dem Thema Provinz umgehen können, in meinem Fall: wie sich regionale und auch lokale Besonderheiten der politischen Kultur in den Medien spiegeln könnten. Und das nicht nur in den Medien vor Ort, der «Heimatzeitung» etwa, sondern auch in den überregionalen Medien.

Natürlich: Regionales und Lokales sind gerade »in«, Zuschauer, Hörer, Leser »fahren darauf ab« auf Exotik und Provinztheater, das sie überall im lokalen und regionalen Bereich wittern. Die Gefahr dabei ist, daß mit dieser Art Berichterstattung Vorurteile bestärkt, gängige Klischeevorstellungen verfestigt werden, zum Beispiel dieser Art: »Was doch da alles im Oberland möglich ist!« Berichterstattung, wie ich sie mir vorstelle, muß es demgegenüber eher darum gehen, hinter die exotische Pose zu sehen – durchaus unter Benutzung der exotischen



Design: Dieter Grob

Fassade als Leseanreiz, ohne jedoch dabei stehen zu bleiben – und Verständnis für das Anders-sein zu wecken, zu erklären, woher das kommt. Eine solche Aufklärung über die »Provinz« ist auch gegenüber den politischen Eliten vonnöten, glaubt doch mancher Politiker, er müsse im Bierzelt in Oberschwaben kräftig losschlagen, weil man es dort von ihm so erwarte. Erstaunt stellt er dann fest, daß die Lokalzeitung ihn dafür tadelt.

Die Vorteile dieser Art von Berichterstattung aus der »Provinz«, sofern sie nicht einfach ihren Wert schon in sich trägt: die Farbigkeit der Realität gegenüber der Blutleere des Haupt- und Staatstheaters in Bonn oder in Stuttgart.

Die Nachteile, die das Medium und der beteiligte Journalist zu spüren bekommt: Man wird als Autor haftbar gemacht. Die Beiträge können nämlich vor Ort für viele Beteiligte Konsequenzen haben. Da gilt es immer zu bedenken und abzuwägen, inwieweit man die Konsequenzen verantworten kann.

Auszug aus dem Referat von Oskar Zerlacher:
Und nun einiges zu eben dieser Arbeit in einem geographisch relativ eng begrenzten Gebiet. Da lohnt es zunächst, über Wert und Gefahren eines Nahverhältnisses zu Menschen und Dingen, über die man berichtet, nachzudenken. Wohl gemerkt eines Nahverhältnisses auf Dauer! Denn *die* Art Journalismus wird ja in der Regel nicht von Durchreisenden betrieben – sehen wir einmal von den Berufsanfängern ab, die sich meist in den Lokalredaktionen, den Regionalabteilungen und Landesstudios ihre ersten Sporen verdienen müssen. Nahverhältnis kann bedeuten, daß man das, worüber man arbeitet, besonders gut kennt, zumindest ist das ein immer wieder und zu recht gestellter Anspruch. Sie alle werden aber schon bei manchen Vorgängen das Gefühl verspürt haben, über dies oder jenes »zu viel« zu wissen. Es gibt schließlich Wissen, das belastet und es gibt die Vorbeugung dagegen in der Redensart »das will ich gar nicht wissen«. Aber darf ein Journalist, also jemand, der die Rolle des Zeitzeugen zu seinem Beruf gemacht hat, diesen Satz ernsthaft in den Mund nehmen? Sich so seinen privaten lieben Frieden absichern? Und was bitte tut er dann mit dem, was er erfahren hat und demzufolge weiß? Vorsätzlich, widerwillig oder zufällig. Nach welchen Kriterien wird er das, was er erfahren hat, veröffentlichen oder für sich behalten? Ob das, was er da tut, irgendjemandem nützt oder schadet – die eigene Person eingeschlossen? Jawohl, die eigene Person eingeschlossen. Und sofort wird die Kehrseite des Nahverhältnisses zu den Objekten der Berichterstattung sichtbar. Die kennen nämlich auch den Berichterstatte. Der lebt doch mitten unter ihnen. In diesem Nahverhältnis kann es für einen Journalisten auf zweierlei Art recht ungemütlich werden: Zum einem in den Konfrontationen mit seiner Umgebung, solange er sich seine »innere Pressefreiheit« noch bewahrt hat und diese praktiziert; zum anderen in den Konfrontationen mit dem eigenen Spiegelbild – bei den täglichen Verrichtungen zur Gesichtshygiene, wenn diese persönliche »innere Pressefreiheit« geopfert worden ist, ganz oder scheinungsweise der Feigheit, dem Opportunismus, der Bequemlichkeit. Es gibt indessen auch ganz gemütliche Existenzen in dem Metier, das ist meist dann der Fall, wenn beides abhanden gekommen ist, die ungemütliche Freiheit und das schlechte Gewissen.»

Der Südwestfunk berichtete in der Sendung 'Medienreport' (SWF 2; 6.12.1987):

»Journalismus auf dem Lande – Kultur zwischen Heimat und Provinz«

Ein Beitrag von Harald Weiß über die Hohenheimer Medientage der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart

O-Ton Kutter: *»Für mich ist Provinz kein geographischer Begriff, sondern ein Zustand in den Köpfen der Leute.«*
Für Adrian Kutter, den Vorsitzenden der Gilde Deutscher Filmkunsttheater ist es eine banale Feststellung, daß die Kultur in der Provinz den gleichen Stellenwert hat, wie in der Großstadt. Daß sie auf dem Land nicht im gleichen Maß gefördert wird, ist eine andere Sache, es sagt jedenfalls nichts aus über das Kulturbedürfnis der Menschen in ländlichen Gebieten.

O-Ton Kutter: *»Sie haben denselben Anspruch, an Kultur heranzukommen, wie auf sehr einfache und leichte Weise heute Menschen in der Großstadt an Kultur heranzukommen, mit Millionen Subventionen von den Gemeinden, vom Land und vom Bund.«*

Wer Provinz nur als Symbol für kulturelle Rückständigkeit begreifen kann, nimmt in Kutters Augen die Menschen dort nicht ernst genug. Provinzkultur ist keineswegs nur Bauerntheater und Folklore. Sie hat ihre Vielfalt und Einzigartigkeiten wie jede andere Lebensform auch, so der Tübinger Kulturwissenschaftler Professor Hermann Bausinger. Aber er sagt auch, daß das Dorf die Kulturerwartungen, die an es gestellt werden, alleine nicht mehr erfüllen kann.

O-Ton Prof. Bausinger: *»Wenn man sich auf ländliche Kultur einläßt, und manche Städter tun das ja auch, indem sie aufs Dorf ziehen, dann kauft man sich damit natürlich eine gewisse Enge ein, die man vorher nicht gehabt hat, obwohl man nicht vergessen darf, daß heute auch die Dörfer offener geworden sind. Alltagskultur gibt es natürlich überall, aber im Ländlichen ist man vielleicht noch mehr auf diese alltägliche Kultur zurückgeworfen und deshalb hat sie eine besondere Bedeutung.«*

Bausingers Forderung: aus der provinziellen Kultur Kulturprovinzen zu machen. Und dabei sind besonders auch die Journalisten gefordert, die in der Region vor Ort arbeiten.

O-Ton Prof. Wehling: *»Man lacht gerne über andere Menschen, es ist ein uraltes überkommenes Muster, daß der Städter über den Landbewohner lacht, aber gerade diese Beziehung, die muß man aufbrechen als Journalist, man muß Verständnis für bestimmte Äußerungen des bäuerlichen Lebens wecken«,* so der Politologe Professor Hans-Georg Wehling. Und dies gilt nicht nur für das eigentlich bäuerliche Leben: Provinz ist heutzutage weit uneinheitlicher. In vielen Dörfern, gerade im Umfeld der Städte, leben mehr Ingenieure und Lehrer als Landwirte. Die alten Strukturen haben sich überlebt. Doch es wachsen neue nach, und auch das ist eine Chance für die Vielfalt provinzieller Kultur. Einer der mit seiner Berichterstattung aus der Provinz diese Vielfalt erkennbar machen will, ist Gebhard Plangger, verantwortlicher Redakteur für die regionalen Magazine des Südwestfunk-Fernsehens. Doch nicht die Berichterstattung aus der Provinz steht für ihn im Vordergrund, sondern die Arbeit für die Provinz.

O-Ton Plangger: *»Für die Provinz heißt für mich eigentlich immer, wenn wir ein Thema aus der Provinz machen und mit diesem Film, mit diesem Thema erreichen, daß Leute sich darüber Gedanken machen, und dann meinen wir natürlich in erster Linie die Leute, die in der Provinz leben.«*

Gebhard Plangger geht nicht in die Dörfer um zu zeigen, wie romantisch und idyllisch sie sind, sein Ziel ist es, wie er sagt, eine fortschrittliche Heimatsendung zu machen.

O-Ton Plangger: *»Fortschrittlich heißt, daß wir nicht heimatübeln wollen, daß wir nicht verstaubt sein wollen. Daß zwar auch stattfinden können, aber nicht in erster Linie stattfinden Trachtenumzüge und Volkstänze und und und... Sondern was wir wollen, ist eigentlich das Heimatbild von heute zu zeigen, Heimatbild von heute mit all seinen Brüchen, mit seinen Widersprüchen. Es gibt halt auf den Dörfern Videotheken, es gibt den Pappbecher, es gibt das Hochhaus, es gibt die Schnellverkehrsstraße. Das wird in den Filmen über Heimat, die wir häufig sehen bei Kreisbildstellen, da wird das völlig ausgespart, es existiert gar nicht; das Waldsterben, das gibt's gar nicht.«*

Um diese Brüche und Widersprüche deutlich zu machen, die das Leben auf dem Land inzwischen ebenso prägen wie das in der Stadt, ist eine Berichterstattung gefragt, die mehr auf Hintergründe denn auf Tagesaktualität schaut. Oskar Zerlacher vom Ravensburger Fernsehstu-

dio des Südwestfunks:

O-Ton Zerlacher: *»Es passieren in diesen Regionen ja verhältnismäßig wenige Einzelereignisse von hohem unmittelbarem sogenannten Nachrichtenwert. Nur wenige Ereignisse schaffen es, in die Tagesthemmen, in die Tagesschau zu kommen. Aber es sind Entwicklungen, langfristige Entwicklungen sichtbar, es sind Stimmen spürbar, die kann man verfolgen und dazu muß man dort leben, manche Entwicklungen sind in diesen Regionen viel schmerzlicher empfindbar. Wenn sie in Duisburg noch zwei Schornsteine dazubauen, passiert optisch überhaupt nichts. Wenn sie in Überlingen am Bodensee riesige Wohnblocks aufziehen, dann springt ihnen das ins Auge und das ist ein körperlicher Schmerz.«*

Wer Hintergründe, wer langfristige Entwicklungen deutlich machen will, muß sich nach Ansicht des Kulturwissenschaftlers Bausinger darüber im klaren sein, daß das lokale Geschehen inzwischen nur noch von der Region her zu verstehen ist. Übrigens ein Grund für Bausinger, dem regionalen Rundfunk einen Vorrang einzuräumen vor dem Lokalfunk.

O-Ton Prof. Bausinger: *»Es ist ja doch so, daß sich sehr viele Dinge nun eben zwischen den Orten abspielen. Ich nenne ein Beispiel: Irgendwo wird eine Umgehungsstraße gebaut oder soll eine Umgehungsstraße gebaut werden, und es wird gestritten um den Verlauf der Straßenführung. Wenn ich das rein örtlich behandle, dann kann ich eigentlich bloß in den lokalen Egoismus einstimmen und kann sagen, ja aber auf keinen Fall bei uns, das ist die örtliche Haltung. Ich meine, in einem solchen Fall hätte der Rundfunk die Aufgabe zu zeigen, daß da eben verschiedene Interessen sich stoßen, daß alle ein bißchen nachgeben müssen, und daß man nur dann zu einer vernünftigen, auch ökologisch vertretbaren Lösung kommen kann.«*

Was die Arbeit des Rundfunk- und Zeitungredakteurs in der Provinz so schwierig macht, ist das, was Oskar Zerlacher die notwendige Nähe in der Distanz nennt. Eingebunden ins tägliche lokale Leben soll der Journalist sich dennoch nicht vereinnahmen lassen, darf seine Freiheit nicht den Interessen der Honoratioren vor Ort ausliefern. Nach Ansicht des Politologen Hans-Georg Wehling ist das für den Lokaljournalisten noch weit problematischer als für den Kollegen, der aus der Region berichtet.

O-Ton Prof. Wehling: *»Alle Lokaljournalisten sind ja nicht schlecht, auch wenn die Lokalteile oft granatenmäßig*

schlecht sind, sondern sie sind eingebunden in ein kommunales und lokales Machtgefüge, sie selbst möchten ja auch Anerkennung haben, sie selbst möchten von den Leuten auf der Straße, die sie kennen, auch begrüßt werden und nicht geschnitten werden, das ist ja nur zu verständlich. Der Regionaljournalist, nicht nur der im Rundfunk und im Fernsehen sitzt weiter weg, er spürt an Ort und Stelle den Druck seiner Mitmenschen nicht und kann von daher sich einfach mehr erlauben. Diese Chance, meine ich, sollte man nutzen.»

Für Professor Bausinger ist das ein Grund, den Rundfunkanstalten eine besondere Verantwortung für die Berichterstattung aus der Provinz zuzuweisen.

O-Ton Prof. Bausinger: *»Der große Wert der großen Rundfunkanstalten liegt in ihrer Unabhängigkeit, sie können es sich leisten, örtliche Instanzen einmal zu verprellen, während es bei der Lokalzeitung – man sollte sie also nicht schlechtmachen, es gibt da auch gelegentlich mutige Handlungen – aber bei den Lokalzeitungen gibt es gewisse Zwänge.«*

Diese Zwänge bestreitet auch Chrysostomus Zodel nicht, der Chefredakteur der Schwäbischen Zeitung. Doch sieht er auch eine positive Seite. Wie kein anderer Kollege muß sich der Lokaljournalist über die Konsequenzen seines Tuns im Klaren sein.

O-Ton Zodel: *»Der Lokalredakteur ist, wenn man so will, eher auf dem Gebiet der Verantwortungsethik, denn er kann ja sehen, was er anstellen kann. Es ist ein Unterschied, ob ich irgendwo groß berichte, daß eine Firma Konkurs macht, oder ob ich an Ort und Stelle darüber berichte, ehe es soweit kommt, und damit zum Beispiel den Konkurs erst veranlasse unter Umständen, also da muß man schon mehr, meiner Auffassung nach zurecht, mehr Rücksicht nehmen.«*

Eine Eigenart ländlicher Kultur ist auch heute noch ohne Zweifel die Intensität des religiösen Lebens auf den Dörfern. Eine Religiosität indes, die nicht selten die Grenzen zum Abergläubischen überschreitet. Für manchen Journalisten, der aus dem lokalen oder regionalen Leben berichtet, bedeutet ein so verstandener Glaube eine Einschränkung seiner kritischen Arbeit. Das wurde auch auf dieser Tagung der Akademie der Diözese Rotenburg-Stuttgart offen angesprochen.

O-Ton Plangger: *»In Gegenden z.B. mit überwiegend stark katholischer Bevölkerung, nennen wir einmal Oberschwaben, müssen wir sicherlich viel vorsichtiger und mit*

mehr Gefühl, mit mehr Verständnis auch für die religiösen Belange arbeiten, als das in anderen Gegenden ist. Und da gibt es auch eher Schwierigkeiten, also da kommen viel eher Briefe via Intendant, oder wie immer, an uns, und da wird protestiert, und sicherlich können wir da manchmal weniger machen, sagen, zeigen, als wir eigentlich gerne würden.«



»UTA« – oder: Vom Alltag einer Sozialstation

Soziale Dienste und öffentliches Bewußtsein

24. Februar 1987
Weingarten
29 Teilnehmer

Tagungsleitung:
Dr. Hermann-Josef Schmitz

Gesprächspartner:
Barbara Zachay-Piazza, Biberach
Otto Müller, Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft
Katholischer Sozialstationen, Schöntal

Aus einer Programmbroschüre der ARD: »Besuch aus dem Schwäbischen hat sich in der Redaktion angekündigt, Barbara Zachay. Sie unterbreitet uns einen Programmvorschlag. 'Warum kann eine Serie nicht mal in einer Sozialstation spielen?' – 'Ja, warum eigentlich nicht. Aber was bitte, ist eine Sozialstation?' – 'So was wie eine lokale Einsatzzentrale, in der soziale Hilfsdienste koordiniert werden – Familienpflege, Krankenpflege und Altenpflege.' Das klingt sozialtechnisch unterkühlt, nicht gerade aufregend. Doch dann kommt Barbara Zachay – sie hat selbst mehrere Jahre eine Sozialstation geleitet – ins Erzählen: von ihren Patienten, von ihren Familienpflegerinnen, Szenen entstehen, fließen zu Geschichten zusammen.«

Die Folge dieses Besuchs war schließlich »Uta«, eine zwölfteilige Fernsehserie des Norddeutschen Rundfunks. In unterhaltender Form (Vorabendprogramm) sollten hier Episoden aus dem Alltag einer Familienpflegerin erzählt werden. Ein problematisches Unterfangen: Unterhaltung und die Realität einer Sozialstation – kann das zusammengehen?

Die Frage der Redakteure, was bitte eine Sozialstation sei, ist charakteristisch für das Verhältnis von sozialer Arbeit und öffentlichem Bewußtsein: Die soziale Arbeit ist weit hin professionalisiert, delegiert – und aus dem Alltag verdrängt. Doch zumindest in einer christlichen Gemeinde ist Caritas ein grundlegender Lebensvollzug

der Gemeinde als ganzer. Öffentlichkeit und Einbindung in das Gemeindeleben ist ihr von daher wesentlich. Es geht dabei um mehr als um spendenfördernde und sympathiewerbende Public Relations.

Ob eine Serie wie »Uta« zwischen sozialer Arbeit und öffentlichem Bewußtsein hilfreich vermitteln kann, war unter den teilnehmenden Mitarbeitern aus Sozialstationen umstritten. Die Dringlichkeit einer solchen Vermittlung ansich allerdings war unstrittig und wurde von dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft katholischer Sozialstationen als Zukunftsaufgabe nachdrücklich unterstrichen.

Eine »sozialtechnisch unterkühlte« Selbstdarstellung mag für Professionelle naheliegen und korrekt sein, aber sie wird immer als »nicht gerade aufregend« empfunden werden. Das ändert sich erst – nicht nur in Redaktionen –, wenn erzählt wird, wenn »Szenen entstehen«, »Geschichten zusammenfließen«. »Uta« war in dieser Hinsicht ein Versuch, wobei sich die Autoren und Redaktion der Problematik von Fiktion und Realität durchaus bewußt waren. Barbara Zachay jedenfalls weiß (nicht nur aus zweiter Hand), wovon sie erzählt. Kann Aufklärung unterhaltend sein und Unterhaltung aufklärend?

Claudia Demarmels



Medien im Schüleralltag

Tagung für Lehrer
29. - 30. April 1987
Stuttgart-Hohenheim
39 Teilnehmer

Tagungsleitung: Dr. Hermann-Josef Schmitz

Referenten und Gesprächspartner:

Dr. Jan-Uwe Rogge, Bargteheide

Dr. Erich Mohn, Weingarten

Der verflixte Montag: unaufmerksame, müde, nervöse und überreizte Schüler. Der unausweichliche Kater nach dem Fernsehkonsum am Wochenende: Ist das die Quintessenz von »Medien im Schüleralltag«? Klischee oder Realität? Wohl beides! Generalisierungen mit kulturkritischem Stirnrunzeln oder bagatellisierendem Optimismus vorgetragen, sind fragwürdige pädagogische Ratgeber. »Die« Jugend gibt es so wenig wie »die« Medien, und isolierte statistische Zahlen belegen als solche nicht viel. Gewiß, Jugendliche sind heute von Medien »umstellt«. Doch zugleich »bedienen« sie sich ihrer in einer je spezifischen Situation: Kognitive und emotionale Bedürfnisse, soziale und individuelle Befindlichkeiten gehen in die Mediennutzung ein.

In der Medienpädagogik geht es deshalb (wie in der Pädagogik überhaupt) neben der Vermittlung von relevantem Grundwissen um den Schüler selbst, um seine Wirklichkeitserfahrung und -auseinandersetzung. Deshalb gilt für Eltern wie für Lehrer: Die eigene Person, die eigene Biographie kann in der Pädagogik nicht draußen vorbleiben. Die Bewußtmachung der eigenen Medienbiographie fördert Überraschendes zu Tage und läßt in manchem, was bei den Jugendlichen zunächst so befremdlich und anders anmutet, auch Tradition und Kontinuität entdecken. Wie war das noch mit den Kinobesuchen, bei denen nicht nur der Film eine Rolle spielte? Die Comicsucht und die langen Abende mit Triviallektüre unter der Bettdecke? Kein Zweifel: Mediennutzung hat emotionale Aspekte – damals wie heute! Sie entzieht sich kurzschlüssigen Rationalisierungen und daraus abgeleiteten pädagogischen Restriktionen.

Gerade diese emotionale Seite, einfühlsam wahrgenommen, beinhaltet aber auch pädagogische Möglichkeiten: Ein von einer Sonderschulklasse selbst produzierter Videoclip (»Märchenprinz«) zeigte eindrucksvoll, wie (durchaus »schwierige«) Schüler sich hier »frei«spielen und ausdrücken können.

Medien im Schüleralltag: also kein Grund zur Beunruhigung? Einer Verharmlosungsstrategie Vorschub zu leisten, gab das Seminar allerdings keinen Anlaß. Die Medienkultur Jugendlicher ist in einem Maß kommerzialisiert, industrialisiert und allgegenwärtig, wie es noch eine Generation vorher kaum vorstellbar war. Und die bei der Tagung vorgeführten Videoclips beunruhigten nicht nur vegetativ. Doch der kulturpessimistisch erhobene Zeigefinger ist noch kein medienpädagogischer Wegweiser.

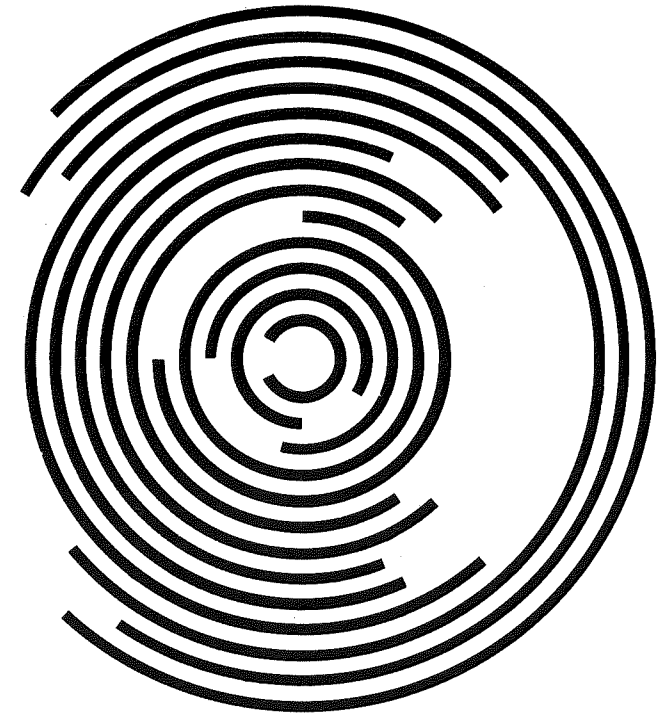


Clubabend in der Akademie

Im Tagungshaus Weingarten bietet die Akademie seit dem Herbst 1987 monatlich einen Clubabend an. Dieser Jour-fix, jeweils am 3. Donnerstag des Monats, wurde von den Eingeladenen so positiv aufgegriffen, so daß der zunächst als Experiment eingeführte Abend wohl zur Dauereinrichtung wird.

Die Idee ist einfach: Jeder weiß, daß zur guten Tagung auch der informelle Bereich gehört, die Zeit also, bei der sich die Tagungsteilnehmer untereinander austauschen können, interessante Leute treffen, mit denen sich gut plaudern läßt. Dieser »Tagesordnungspunkt« findet zumeist am Abend in der Trinkstube statt.

Der Clubabend ist dieses informelle Angebot, quasi unter Wegfall der Tagung. Dort wird kein Referat gehalten, keine Podiumsdiskussion veranstaltet; – es reden Leute mit unterschiedlichen Berufen und Meinungen miteinander. Dennoch hat jeder Abend einen thematischen Akzent, der durch eingeladene Gäste repräsentiert wird. Die Clubabende sind für jedermann offen. Wir freuen uns, wenn die Freunde der Akademie mitmachen und wir freuen uns auch, wenn wir Menschen ansprechen können, die mit der Akademie, der Kirche bzw. mit unserem fachlichen Angebot bisher keinen Kontakt hatten.



Personalia aus der Akademie

Wechsel in der Geschäftsführung

Ein Brief zum Abschied
Im August 1987

Lieber Herr Krautwald,

wer die Galerie der Direktoren und Geschäftsführer der Akademie betrachtet, dem drängt sich der Schluß auf: Die Direktoren kommen und gehen, die Geschäftsführer aber bleiben – sie bilden die Garantie für die Kontinuität in der Verwaltung einer Einrichtung, die ohne ihre organisatorische Infrastruktur ganz undenkbar wäre. Fünf Direktoren der Akademie stehen zwei Geschäftsführer gegenüber. Nach Erhard Gschwender, der seit der Gründung der Akademie im Jahr 1951 für 18 Jahre ihr erster Geschäftsführer war, wurden Sie, verehrter Herr Krautwald, vom damaligen Akademiedirektor Dr. Georg Moser – unserem heutigen Bischof – auf den 1. September 1969 zum zweiten Geschäftsführer der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart berufen. Auch Sie haben die Geschäfte der Akademie – immerhin inzwischen ein kleines Unternehmen mit mehr als 40 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern! – 18 Jahre lang geführt und damit den jeweiligen Chefs das Instrument in die Hand gegeben, mit dem sie ihre je eigenen Vorstellungen von Akademiearbeit verwirklichen konnten.

Lieber Herr Krautwald, viele Sekretärinnen, viele Referentinnen und Referenten haben Sie kommen und gehen sehen und drei Direktoren überdauert: die Direktoren Moser, Starz und Tiefenbacher. In der Zeit, die Sie überblicken, hat sich die inhaltliche Arbeit der Akademie vielfach gewandelt. Aber auch im Geschäftsbereich der Akademie und in ihrer Organisation hat sich manches verändert. Im Jahr 1979 verlegte das Sekretariat der Akademie seinen Sitz aus dem nüchternen Zweckbau



in der vom Verkehrslärm erfüllten Hohenheimer Straße in »unsere«, im Stil eines »florentinischen Landhauses« erbaute Villa, nun ein Bürohaus in ruhiger Wohnlage. Ganz in der Nähe des Staatsministeriums gelegen und mit einem weiten Blick über die von pulsierendem Leben geprägte Stuttgarter Innenstadt mit dem Alten und dem Neuen Schloß; dem Rathaus, dem Landtag und der Landesbibliothek; mit Oper, Staatstheater und Staatsgalerie; mit der Evangelischen Stiftskirche und der Katholischen Eberhardskirche, haben wir nun alles vor Augen, worauf auch die Arbeit unserer Akademie ausgerichtet ist: die Einrichtungen von Kirche, Kultur und Geisteswissenschaften, von Gesellschaft und Politik. – In Weingar-

ten, dieser Perle Oberschwabens, wurde 1973 im Südflügel der großartigen barocken Benediktinerabtei eine zweite Tagungsstätte eingerichtet, deren Architektur ihr eine ganz besondere Attraktivität verleiht und die es – nach Umbau und Erweiterung im Jahre 1984 – auch der Größe nach mit dem Tagungshaus Hohenheim durchaus aufnehmen kann.

Wer nur ein wenig Einblick hat in solche Projekte, der weiß, was an organisatorischem Aufwand notwendig ist, um sie in die Tat umzusetzen. Sie, lieber Herr Krautwald, haben diese baulichen Veränderungen mitverantwortet und abgewickelt. Nicht zu vergessen sind die vielen kleineren und größeren Umbauten all der vergangenen Jahre, der permanente Wechsel im Personal der Tagungshäuser und des Sekretariats, ganz zu schweigen von den Jahr für Jahr penetrant wiederkehrenden Haushaltsplänen und den unzähligen kleinen Dingen des täglichen Betriebs, die eigentlich nichts sind, ohne die aber auch überhaupt nichts läuft!



Wenn ich Ihnen, lieber Herr Krautwald, heute meinen Dank ausspreche für die im Geschäftsbereich geleistete verlässliche und gute Arbeit, die ja meist im Hintergrund bleibt, die aber die Voraussetzung für ein reibungsloses Funktionieren der Akademiearbeit im ganzen bildet, dann tue ich das stellvertretend für die Direktoren, die Sie erlebt haben: Bischof Dr. Georg Moser, den verstorbenen Direktor Hans Starz und Domkapitular Msgr. Heinz Tiefenbacher. Danken darf ich auch im Namen von Frau Elisabet Plünnecke, der langjährigen stellvertretenden Akademiedirektorin, mit der Sie 17 Jahre zusammengearbeitet haben.

Anlässlich Ihres Ausscheidens zum 31. August 1987 schreibt Ihnen der Generalvikar der Diözese Rottenburg-Stuttgart: »Die Diözesanleitung spricht Ihnen für Ihre 18jährige verantwortungsvolle Mitarbeit Dank und Anerkennung für die geleistete Arbeit aus. Wir anerkennen Ihre Einsatzbereitschaft, Ihr Engagement und Ihre vielfältigen Bemühungen um einen reibungslosen Betriebsablauf der Veranstaltungen und eine gut funktionierende Verwaltung, die Ihnen Ihre ganze Kraft und vollen Einsatz abforderte.«

Lieber Herr Krautwald, diesem Dank möchte ich mich voll und ganz anschließen!

Wir alle wissen, daß Sie eine besonders gute, persönliche Beziehung zu Direktor Starz hatten und daß Sie sich diese über seinen allzu frühen Tod hinaus bewahrt haben. Sein Schicksal und das Ihrer Familie weist ja Parallelen auf, die dieser menschlichen Verbundenheit noch eine ganz eigene Qualität verleihen!

Lassen Sie mich noch ein paar persönliche Worte anfügen: Sie haben nur wenig mehr als ein Jahr mit mir zusammengearbeitet. Aber ich habe Ihnen für diese Zeit – meinem ersten Jahr als Direktor der Akademie! – in vielfacher Weise zu danken. Sie waren mir gegenüber ein außerordentlich loyaler Mitarbeiter. Sie haben mich, den 'Neuen' und so viel Jüngeren, als Ihren Chef respektiert und mich auch in Geschäftsführungsangelegenheiten als kompetenten Partner akzeptiert. Das ist nicht selbstverständlich und hat meinen Anfang sehr erleichtert! Daß Ihnen die Akademie auch über Ihre Geschäftsführerzeit hinaus am Herzen liegt, das haben Sie durch die Art und Weise gezeigt, wie Sie Ihren Nachfolger, den neuen Geschäftsführer, Herrn Lambrecht, in seine Aufgaben eingeführt haben. Sie taten das freundlich, gründlich

und ohne Neid auf den jüngeren Nachfolger. Auch das ist nicht selbstverständlich!

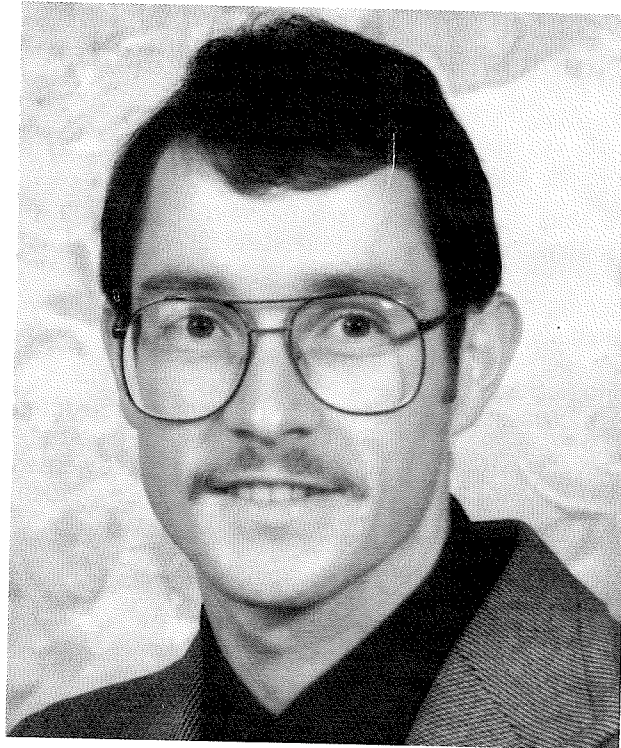
Ich selbst habe Sie als Mensch schätzen gelernt und konnte mit Ihnen zusammen auf mancher Dienstreise und bei manch »dienstlichen Angelegenheiten« Schönes erleben. Sie werden sich erinnern! Neben all dem Geschäftlichen möchte ich Ihnen auch für diese Momente persönlicher Begegnung danken.

Ihr Weggang, lieber Krautwald, bedeutet eine Zäsur, denn Sie verkörpern für viele Ihrer Kolleginnen und Kollegen ein Stück der Geschichte der Akademie im Verlauf ihrer Entwicklung. Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie wünschen Ihnen von Herzen, daß Sie die guten und wertvollen Erfahrungen, die Sie in diesen 18 Jahren an der Akademie machen durften, mitnehmen und bewahren und daß die weniger guten Erfahrungen Sie in den Jahren Ihres wohlverdienten Ruhestands nicht mehr plagen.

Damit Sie in München die Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, die Gesichter und Namen Ihrer Kolleginnen und Kollegen nicht vergessen, lade ich Sie ein, an allen zukünftigen gemeinsamen Veranstaltungen im Mitarbeiterkreis teilzunehmen. Wir alle hoffen darauf, daß Sie auch kommen!

Für Ihre Zukunft wünsche ich Ihnen Gesundheit und Gottes Segen.

Ihr Gebhard Fürst
Akademiedirektor



Martin Lambrecht

Martin Lambrecht wurde am 2. November 1952 in Rottenburg-Seebronn geboren. Das Abitur legte er 1972 am Eugen-Bolz-Gymnasium in Rottenburg ab. Nach dem Wehrdienst studierte er an der Universität Stuttgart die Fachrichtung Vermessungswesen (1974 – 1979). Die Berufsausbildung schloß mit einem 2jährigen Referendardienst an verschiedenen staatlichen Stellen ab.

1981 begann er als Statistiker beim Schulreferat des Bischöflichen Ordinariats in Rottenburg. Zusätzlich erwarb sich Herr Lambrecht im Personalamt Kenntnisse im Arbeitsrecht und Personalwesen.

Neben Familie (verheiratet, drei Kinder) und Beruf nahm er erfolgreich am Würzburger Fernstudium 'Theologie' teil.

Seit 1. September 1987 nimmt er nun die Funktion des Geschäftsführers in der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart wahr.

Wechsel in der Hauswirtschaftsleitung im Tagungshaus Weingarten

Im März 1988 wechselt die Hauswirtschaftsleitung im Tagungshaus Weingarten. Ruhestand für Frau Failer! Wer kann sich das vorstellen? Alle, die seit Eröffnung des Tagungshauses der Akademie im Jahr 1973 in Weingarten getagt haben, kennen die Dynamik von Frau Failer – die »personifizierte Gastfreundschaft« zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Es muß nicht sonderlich vermerkt werden, daß zu guten Tagungen wesentlich das Ambiente gehört, die Atmosphäre im Haus. Wieviel Arbeit hierfür geleistet werden muß, darf bei dieser Gelegenheit unterstrichen werden. Was weist die Statistik aus?

Frau Failer hat in ihren 13 Jahren in der Akademie so ziemlich genau
– 1200 Tagungen betreut, die von

- 53 102 Teilnehmern besucht wurden (nicht gerechnet diejenigen, die unangemeldet zur Tagung erschienen).
- Praktisch jeder davon hat einmal zu Mittag gegessen, das sind
- 50 920 mal Mittagessen mit Suppe und Nachtisch.
- 49 597 mal mußte sichergestellt sein, daß das Bett gemacht war und saubere Handtücher am Waschbecken hingen.

Frau Failer mußte dies und viel mehr organisieren. In Stunden ausgedrückt:

Jeder Tagungsteilnehmer kann damit rechnen, daß er allein im hauswirtschaftlichen Bereich 3 Stunden lang umsorgt wird.

Wenn Frau Failer seit 1974 Monats-, Wochen- und Tagesarbeitspläne erstellt hat, sind damit ca. 150 000 Arbeitsstunden so eingeteilt worden, daß alles läuft. Ohne Planung geht nichts – aber auch nicht ohne Improvisation. Diese war vor allem in der Zeit des Umbaus nötig, als manche Tagung trotz der Handwerker im Haus »durchgezogen« wurde.

Die Akademie und ihre Gäste haben Frau Failer zu danken!



»Wenn wir Gäste laden, sind wir zugleich auch die Gäste der Geladenen. Sie tun uns als Suchende und Erkennende not, wie wir ihnen vielleicht not tun. Wie dürften wir es wagen, enttäuschte, zweifelnde, auch gläubige Nichtkatholiken und sogar Nichtchristen zu uns zu laden..., wenn wir ihnen nicht einen Raum gewährten, in dem die Regeln für die Begegnung Achtung und Freiheit heißen. Ja, wir müssen die Gäste unserer Gäste werden, wie wir als Christen in der 'Welt' längst zu Gästen geworden sind« (Alfons Auer).

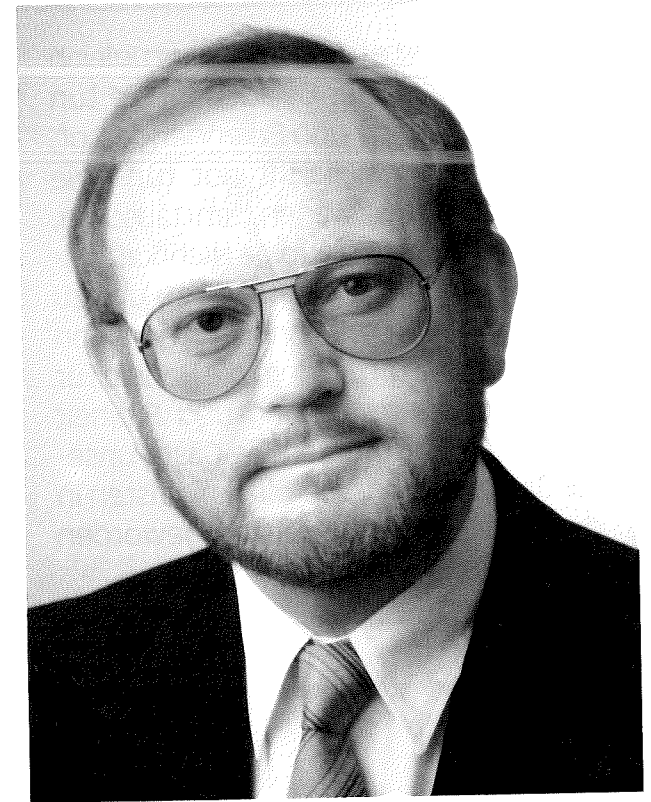
Ab 1. März 1988 übernimmt Frau Gabriele Heizmann (geb. 1943 in Waldkirch) die wichtige Aufgabe der Hauswirtschaftsleitung im Tagungshaus Weingarten. Sie ist eine gut ausgebildete Kraft (HWL) mit reichen Erfahrungen. Vielen in der Diözese ist sie bekannt, denn 1971 kam sie nach Friedrichshafen und leitete seither das Tagungshaus Don Bosco, das vor allem von den Jugendverbänden genutzt wird. Das Bischöfliche Jugendamt wird über ihren Wechsel zur Akademie traurig sein, wir freuen uns, weil das Tagungshaus in Weingarten damit in gute Hände gegeben wird.



Bereich Theologie

Dr. Abraham Peter Max Kustermann

Gebürtiger Rottweiler, Jahrgang 1944, verheiratet. Aufgewachsen in Sulz am Neckar und Rottweil. Nach dem Abitur (1964) ökumenisch sozialisiert bei den Benediktinern in Niederaltaich. 1965 bis 1967 Studium der Philosophie, Psychologie und Soziologie in Innsbruck, seit 1967 der katholischen Theologie in Tübingen. 1968/69 ökumenischer Gaststipendiat im Tübinger Evangelischen Stift. Studium teils begleitet von, teils unterbrochen für wissenschaftliche Anstellungen. 1974 bis 1982 freie Mitarbeit in der Erwachsenenbildung der Diözese. Seit Erscheinen (1982) Mitglied der Schriftleitung des »Rottenburger Jahrbuchs für Kirchengeschichte«. Zahlreiche Vorträge und Publikationen zu theologie- und kirchengeschichtlichen Themen, Schwerpunkt: Tübinger Theologie- und südwestdeutsche Kirchengeschichte. 1987 Promotion zum Dr. theol. (Fundamentaltheologie) in Tübingen (Dissertation: »Die Apologetik Johann Sebastian Dreys, 1777–1853. Kritische, historische und systematische Untersuchungen zu Forschungsgeschichte, Programmentwicklung, Status und Gehalt«). Seit 14. September 1987 Akademiereferent im Bereich Theologie – Kirche – Religion.



Publikationen aus dem Jahr 1987

Hohenheimer Protokolle:

- Bd. 21: Eva – Verführerin oder Gottes Meisterwerk?
Philosophie- und theologiegeschichtliche
Frauenforschung
- Bd. 22 Max Josef Metzger
Auf dem Weg zu einem Friedenskonzil
- Bd. 23: Technologie und Bildung
Hohenheimer Symposion zur Christlichen
Pädagogik 1986/87
- Bd. 24: Alltagskultur in Fernsehserien
Hohenheimer Medientage 1986
- Bd. 25 „... und muß nun rauben lassen...“
Zur Auflösung schwäbischer Klosterbibliotheken

Kleine Reihe:

- Liselotte Funcke: Plädoyer für eine gerechte und
humane Ausländerpolitik
- Magda Motté: Im Dunklen loben

Materialien:

- 1/87: Lehrverurteilungen – kirchentrennend?
2/87: Poet und Prophet
3/87: Wirtschaftsförderung auf dem Land
4/87: Flüchtlinge am Ort
5/87: Nur in der Freiheit gefällt mir das Leben
6/87: Perspektiven für den ländlichen Raum

